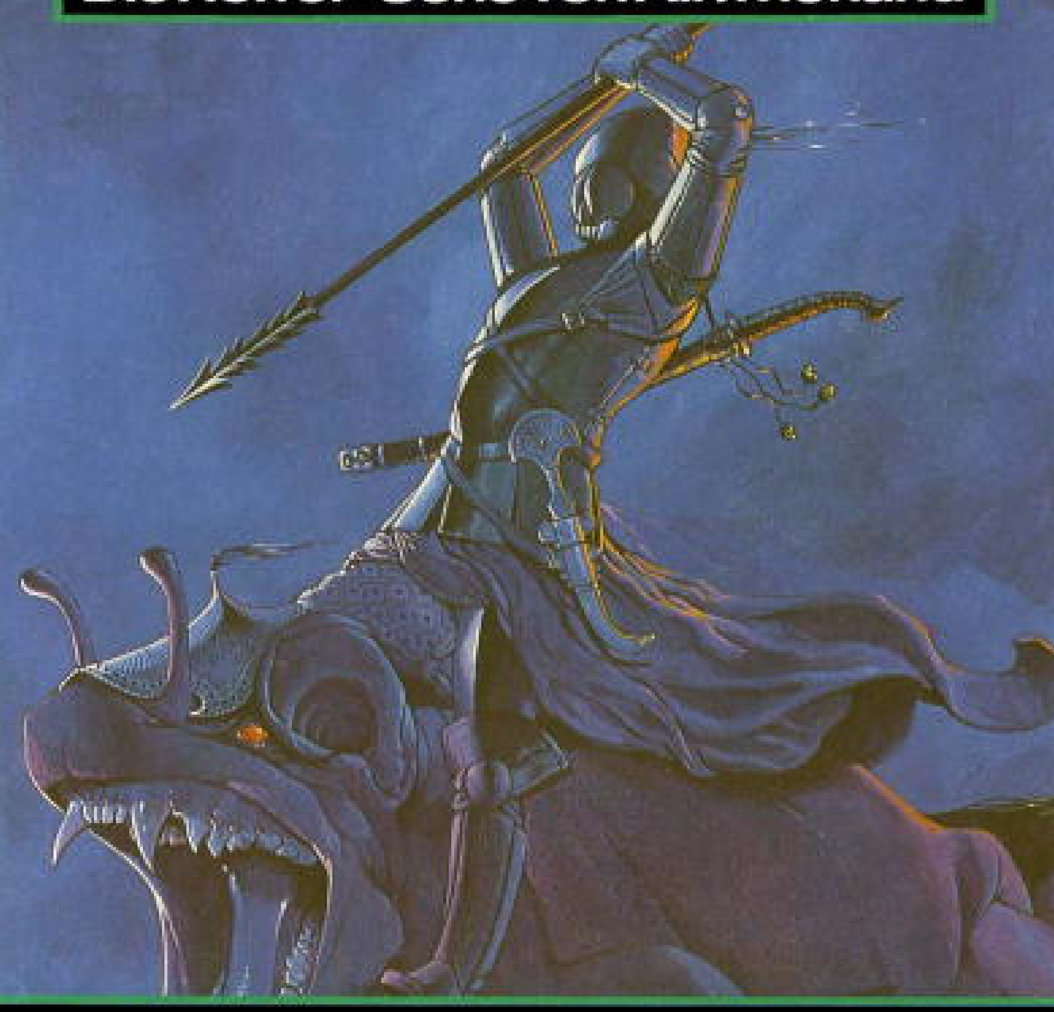
1,70 DM / Band 69
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

Neuer Roman

BASTEI

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland



Duell um das Höllenschwert



Duell um das Höllenschwert

Tony Ballard Nr. 69

von A.F.Morland

erschienen am 10.05.1985

Duell um das Höllenschwert

Er war stark und gefährlich, ein Einzelgänger, von seinen Feinden gehaßt und gefürchtet. Ein unerschrockener Draufgänger, ein wilder Kämpfer.

Sein Name war Cinto, und sie nannten ihn den Vernichter! Er war auf der Prä-Welt Coor geboren, kannte ihre Gefahren und wußte gegen sie zu bestehen. Als er von einem Mann erfuhr, der ein Schwert besaß, das eine wahre Wunderwaffe sein sollte, schwang er sich auf sein Reittier, denn er wollte diese Waffe - das Höllenschwert - haben. Doch schon nach wenigen Meilen mußte er seinen Ritt unterbrechen. Ein heftiger Ruck ging durch den unförmigen Körper seines Reittiers. Es duckte sich und stieß ein aggressives Fauchen aus. Cinto überhörte diese Warnung nicht. Gefahr!

Durch die Sichtöffnungen seines Helms entdeckte Cinto eine Riesenspinne, die soeben zum Angriff ansetzte…

Die Sonne stand nicht mehr so hoch. Ich schätzte, daß es früher Nachmittag war, und wir kamen gut voran. Obwohl wir einen Wettlauf mit der Zeit austrugen, übereilten wir nichts, denn nichts konnte auf Coor gefährlicher sein als übertriebene Hast und Oberflächlichkeit. Die Vernunft gebot uns, etwas langsamer, dafür aber um so konzentrierter zu reiten. Unsere Augen waren ständig auf der Suche…

Vierzehn Augen…

Und wir mißtrauten grundsätzlich allem und jedem, denn mit dieser Einstellung kam man auf Coor am weitesten.

Vierzehn Augen? Nun, eigentlich war das nicht ganz richtig. Wir waren zwar sieben Personen, aber vier Augen mußte ich dennoch abziehen, denn Cruv und Tuvvana, die beiden Gnome, scherten sich keinen Deut um das, was um sie herum passierte.

Für sie gab es nur sie beide, und ich konnte das sehr gut verstehen. Schließlich hatten sie einander lange nicht gesehen. Einer hatte den anderen schon tot geglaubt. Deshalb grenzte es für sie an ein Wunder, daß sie nach so langer Trennung wieder nebeneinander reiten konnten.

Cruv und Tuvvana…

Romeo und Julia in Miniaturausgabe.

Harte, erbitterte Kämpfe lagen hinter uns, und wir wußten nicht, was die Zukunft bringen würde. Wir standen unter Zeitdruck, weil Atax und die Hexe Cuca mit unserer Freundin Roxane, die sie entführt hatten, zum Todessee unterwegs waren.

Wir mußten davon ausgehen, daß Roxane sich bereits zum größten Teil zur gefährlichen Zauberin Arma verwandelt hatte. Man konnte diese Veränderung mit Hilfe der Teufelskrautwurzel herbeiführen, und nach der inneren Umwandlung würde sich die äußere im Todessee vollziehen.

Und genau das wollten wir verhindern.

Es würde nicht einfach sein, aber es konnte gelingen, aus Roxane wieder jenes Mädchen zu machen, das Mr. Silver, mein Freund, geliebt hatte und immer noch liebte.

Deshalb hatten wir den Zauberer Parthos bei uns, denn er konnte die Verwandlung rückgängig machen. Allerdings nur dann, wenn wir es schafften, ihm zu seinen verlorengegangenen Zauberkräften zu verhelfen.

Deshalb waren wir auch nicht direkt zum Todessee unterwegs, sondern zum Friedhof der Phantome, denn dort lag ein kleiner Kristallkopf, den wir uns holen mußten.

»Cruv!« rief ich. »He, Cruv! Darf ich mal stören?«

Der Kleine ritt vor mir. Tuvvana befand sich - wie konnte es anders sein - neben ihm.

Cruv drehte sich um. »Ja, Tony?«

»Sag mal, achtest du wenigstens alle zwei, drei Stunden mal auf den Weg? Ich habe ja großes Verständnis für euch beide, aber sind wir noch auf dem richtigen Weg? Ich möchte nicht im Kreis reiten und plötzlich wieder im Land der hohlen Hügel sein.«

»Verlaß dich nur auf mich, Tony«, beruhigte mich der Knirps. »Den Weg zum Friedhof der Phantome finde ich im Schlaf.«

»Warst du denn schon so oft dort?«

»Muß er wohl«, schaltete sich der Ex-Dämon Mr. Silver grinsend ein. »Er ist ja schließlich ein Phantom. Der Friedhof ist sein Zuhause.«

»Gib acht, daß ich dich nicht eines Nachts fresse«, tönte der Knirps.

Der Hüne mit den Silberhaaren lachte herzlich. »Laß das lieber bleiben, Winzling. Ich würde dir im Magen liegenbleiben.«

»Entschuldige, ich vergaß einen Augenblick, daß du ungenießbar und unverdaulich bist«, stänkerte der Gnom.

In der Tonart ging es noch eine ganze Weile weiter. Die Stimmung war großartig. Das lag in erster Linie daran, daß wir Siege hinter uns hatten, auf die wir stolz sein konnten. So etwas entspannt, befreit, gibt einem Auftrieb.

Ich trieb mein Pferd etwas an und ritt ein Stück neben Cruv.

»Es ist gefährlich, den Friedhof nachts zu betreten«, sagte er, »denn dann kommen die Phantome aus ihren Gräbern, und sie holen sich jeden, der es wagt, sich ihnen zu nähern.«

»Und wie ist es am Tag?« fragte ich. »Verhalten sie sich da ruhig?«

»Ich glaube ja«, sagte Cruv.

»Du bist nicht sicher?«

»Leider nein. Auf dem Friedhof liegt ein uralter Zauber.«

»Hast du ihn jemals betreten?« fragte ich den Gnom.

»Nein.«

»Und du, Tuvvana?«

»Ich auch nicht«, gab Cruvs kleine Freundin zurück.

Der Gnom war häßlich, aber Tuvvana war eine winzige Schönheit mit großen, dunklen Augen in einem aparten Gesicht. Als Cruv sie wiedersah, konnte er zuerst sein Glück nicht fassen, und dann hätte er vor Freude beinahe Purzelbäume geschlagen.

»Was hat es mit diesem Zauber auf sich?« wollte ich wissen.

»Er läßt die Toten nicht ruhen. Es ist eine Art Fluch«, sagte Tuvvana. »Ausgesprochen hat ihn ein sterbender Mord-Magier. Man hatte ihn tödlich verletzt. Er schleppte sich bis zu diesem Friedhof und machte ihn zu einer gefährlichen Falle für alles Lebende. Es war seine letzte Tat. Man sagt, daß sein Fluch niemals enden wird.«

»Das muß natürlich nicht stimmen«, erwiderte ich. »Aber wir werden uns nicht damit aufhalten, den Zauber zu beenden. Wir holen uns nur Bilcos Kopf und ziehen gleich weiter.«

Bilco war Parthos' Sohn. Sein Vater hatte ihn zwar mit einem Schutzzauber versehen, doch der gefährlichste aller Mord-Magier, Sastra, wußte diesen Zauber teilweise auszuschalten.

Es gelang Sastra zwar nicht, Bilco völlig zu vernichten, aber er schaffte es immerhin, ihn zu töten. Danach trennte er Körper, Kopf und Herz - und solange sie niemand zusammenfügte, blieb Bilco tot.

Wir wollten den geschrumpften und kristallisierten Bilco wieder zusammenfügen. Seinen kopf- und herzlosen Körper hatten wir bereits gefunden, und Mr. Silver hatte den Mord-Magier mit dem Höllenschwert gezwungen, auch die beiden anderen Verstecke zu nennen.

Bilco würde hoffentlich bald wieder leben.

Und dann würden Parthos auch wieder seine Zauberkräfte zur Verfügung stehen.

Ich ließ Cruv und Tuvvana wieder allein.

Unser kleiner Trupp bestand aus den beiden Gnomen, Mr. Silver, Parthos, dem Nessel-Vampir Boram und dem Prä-Welt-Floh Jubilee, einem hübschen siebzehnjährigen Mädchen, das nicht auf diese Welt gehörte. Sie war geraubt und entführt worden, als sie vier Jahre alt war. Der Dämon Cahtacca hatte sie von der Erde fortgeholt, und sie lebte dreizehn Jahre bei ihm.

Als er alles für die Hochzeit vorbereiten ließ - zuvor sollte Jubilee zur Dämonin geweiht werden - rückte sie aus. Ihre Eltern lebten noch, das hatte ihr Cantacca oft gesagt, um sie zu quälen. Meine Aufgabe mußte es sein, diese Eltern, deren Namen Jubilee nicht kannte, zu suchen, sobald wir wieder zu Hause waren. Bis ich sie gefunden hatte, würde Jubilee bei Vicky Bonney und mir wohnen. Wir wollten versuchen, ihr die Eltern zu ersetzen. Wir würden aber auch Jubilees Freunde sein.

Wild, frech und schmutzig war sie gewesen, als wir sie kennengelernt hatten, und wir mußten einigen Druck auf sie ausüben, damit sie ein Bad nahm. Von Sauberkeit hielt sie nicht viel. Sie hatte gehofft, Cantacca würde sich dann nicht für sie interessieren, aber das war ein Irrtum gewesen. Der Dreck an ihr hatte ihn nicht im mindesten gestört. Dämonen haben über viele Dinge andere Ansichten. So auch über die Reinlichkeit.

Wild, frech und sauber war Jubilee in der späteren Folge gewesen, doch jetzt war sie merklich still geworden. Sie kam mir traurig und in sich gekehrt vor, und das gefiel mir nicht. Ich sah sie gern lachen, und es war herzerfrischend, zuzuhören, wenn sie sich mit Mr. Silver in die Wolle kriegte.

Ich musterte das junge Mädchen. Sie hatte einen schlanken, makellosen Körper, kleine Brüste und kurzes brünettes Haar. Dennoch konnte man sie nicht einmal bei flüchtigstem Hinsehen für einen Jungen halten. Zu weiblich ausgeprägt waren ihre Formen.

»Hast du was, Jubilee?« fragte ich.

Ihre Gedanken schienen von weither zurückzukehren. Sie schaute mich an und schüttelte den Kopf. »Nein. Wieso?«

»Du kommst mir irgendwie bedrückt vor. Wenn es irgend etwas gibt, worüber du reden möchtest, dann tu es. Du kannst mit mir über alles sprechen.«

»Das weiß ich, Tony. Aber es gibt nichts, worüber ich mit dir reden möchte.«

»Du wirkst so traurig.«

»Man kann nicht immer lustig sein. Es geht mir gut. Wirklich, du brauchst dir meinetwegen keine Sorgen zu machen.«

»Dann ist es gut, das wollte ich nur hören.« Ich merkte, daß sie allein sein wollte und respektierte diesen unausgesprochenen Wunsch. Ich schlug meinem Pferd die Fersen in die Seiten und ritt zu Mr. Silver vor.

Aber ich war nicht beruhigt. Irgend etwas stimmte mit Jubilee nicht. Ich hätte gern gewußt, was. Dieses Mädchen bedeutete mir sehr viel.

***

Jubilee wußte nicht genau, was mit ihr los war, aber sie hatte eine schreckliche Befürchtung, über die sie mit niemandem sprechen wollte, nicht einmal mit Tony Ballard, der wirklich ein sehr guter und hilfsbereiter Freund war. Sie hatte noch nie einen besseren gehabt. Ihr junges Leben war sehr arm an guten Freunden gewesen.

Angst hatte dieses Leben geprägt.

Dreizehn Jahre Angst. Ein dreizehnjähriges Martyrium. Manchmal hatte sie geglaubt, es nicht mehr aushalten zu können. Sogar an Selbstmord hatte sie gedacht.

Aber dann hatte sie sich gesagt, daß das nicht die richtige Lösung war, und von diesem Moment an hatte sie eine bessere Idee: Flucht.

Lange mußte sie warten, bis sich eine Gelegenheit bot, denn Cantaccas Sklaven paßten gut auf sie auf. Aber dann kam doch eine Chance, und sie nutzte sie. Lieber auf der Flucht sterben, als zur Dämonin geweiht und Cantaccas Gefährtin zu werden.

Tony hatte ihr versprochen, sie mit auf die Erde zu nehmen, wenn er Coor verließ. Sie hatte sich wahnsinnig darauf gefreut, wieder in ihre alte Heimat zu kommen.

Doch nun freute sie sich nicht mehr.

Sie befürchtete, hierbleiben zu müssen, nicht mitkommen zu können.

Da war etwas in ihr, das ihr große Angst machte, und sie fühlte, daß es keinen Zweck hatte, sich Tony Ballard oder einem der anderen Freunde anzuvertrauen, denn keiner hätte ihr helfen können. Sie wollte niemanden damit belasten.

***

Das Pferd lahmte, humpelte, war am Ende. Xercand, der Coor-Bandit, hatte es rücksichtslos geschunden, doch nun konnte er auf das Tier einschlagen, soviel er wollte, es vermochte keinen schnellen Schritt mehr zu tun, wurde immer langsamer und blieb schließlich ganz stehen.

»Weiter!« schrie Xercand. »Du verfluchte Schindmähre, weiter!«

Das Tier zitterte, keuchte und schnaufte. Sein Schweiß tropfte auf den Boden. Es rührte sich nicht mehr von der Stelle. Schaum flockte aus dem Maul, weiß wie Schnee.

Der Coor-Bandit stieg ab.

Vorhin, als er einen Hügel überquerte, hatte er in der Ferne eine kleine Staubwolke ausgemacht. Ein Reiter vermutlich. Und hoffentlich nicht auf so einem elenden Gaul wie dieser.

Der Reiter würde sich von seinem Pferd trennen müssen.

Er würde in Kürze hier eintreffen. Xercand konnte sich inzwischen auf den Überfall vorbereiten. Er blickte sich um. Die Straße führte zwischen zwei Felsen hindurch.

»Schaffst du's wenigstens noch bis dorthin?« fragte der Coor-Bandit grob sein Pferd.

Räudig und struppig sah er aus, und er hatte kein vertrauenerweckendes Gesicht. Sein zäher Körper war in schwarzes Leder gehüllt, und bewaffnet war er mit einem Schwert und sieben Messern, die gut verteilt und verborgen an seinem Körper lagen.

An seinem Hals war eine dunkelrote Blutkruste zu sehen. Die Verletzung hatte er sich selbst zugefügt, als es ihm im Wald der würgenden Lianen beinahe im wahrsten Sinne des Wortes an den Kragen gegangen wäre.

Seine Freunde Wakalla und Lobbon hatten dort ihr Leben verloren. Ihm war es gelungen, die Todesliane, die sich um seinen Hals geschlungen hatte, durchzuschneiden. Er hatte nur etwas zuviel Kraft eingesetzt…

Egal, die Wunde würde heilen, und er würde wieder zu Kräften kommen. Einen Teil seiner Kräfte hatte er bereits wieder. Er aß gelbe, scheußlich schmeckende Beeren, denen man eine stärkende Wirkung nachsagte. Als er sie zum erstenmal in den Mund nahm und zerkaute, erbrach er sich. Seither schluckte er die Beeren unzerkaut, und ihre Wirkung war deutlich zu spüren.

Er hatte auch sein Pferd mit diesen gelben Kraftbeeren zu füttern versucht, doch es hatte sie nicht gefressen.

Xercand zerrte an den Zügeln. »Komm! Nun komm schon.«

Das Tier humpelte mit ihm.

Der Coor-Bandit zog sein Schwert. Unglücklich schaute ihn das Pferd an, als wüßte es, was Xercand nun tun würde, doch das war ihm egal, berührte ihn nicht im mindesten. Er mußte verhindern, daß ihn das

Tier verriet, deshalb wollte er es töten.

Das Pferd zuckte nicht einmal zusammen, als die Klinge es traf. Xercand kümmerte sich nicht weiter um das Tier. Er kletterte auf den Felsen, legte sich flach darauf und wartete auf den ahnungslosen Reiter, dessen Pferd er brauchte.

Seit seinem schrecklichen Abenteuer im Wald der würgenden Lianen war Xercand nicht mehr ganz normal. Sein Geist hatte dort einen Defekt davongetragen. Die Todesangst hatte in seinem Kopf etwas aushaken lassen, deshalb verfolgte er Atax und die beiden Hexen. Er bildete sich ein, mit Atax noch eine Rechnung begleichen zu müssen. Daß er einen Kampf mit dem Dämon nicht gewinnen konnte, ließ er vor sich selbst nicht gelten. Er war zuversichtlich, irgendwie mit diesem Ungeheuer fertigzuwerden. Er hatte bisher noch jeden Gegner geschafft.

Warum also nicht auch Atax?

Der Coor-Bandit sah den Mann, auf dessen Pferd er es abgesehen hatte.

Halbnackt war der Mann, groß und kräftig, sein Haar eine weiße Mähne.

Ein Albino…

Xercand ließ sein Schwert auf dem Felsen liegen und zog drei Messer. Eines klemmte er sich zwischen die Zähne, eines nahm er in die linke, eines in die rechte Hand. Er war für den Überfall gerüstet. Wenn der Albino gewußt hätte, was ihn erwartete, hätte es einen langen, kräfteraubenden Kampf gegeben. So aber rechnete Xercand damit, den Ahnungslosen im Handumdrehen erledigen zu können.

Er brauchte das Pferd. Er konnte Atax nicht zu Fuß folgen, das war unmöglich.

Stark und unverbraucht war das Tier des Albino. Hohe Beine, schlanke Fesseln. Ein edles Tier. Mindestens ebenso stark und ausdauernd wie die Rappen, die Atax und den Mädchen zur Verfügung standen. Da Atax mit Roxane Arma und Cuca nicht besonders schnell ritt, und da Xercand ihr Ziel kannte, rechnete er damit, sie bald einholen zu können.

Der Coor-Bandit konzentrierte sich auf sein Opfer, den muskulösen Weißhaarigen.

Seine Nerven spannten sich. Je näher der Albino kam, desto weiter schob sich Xercand auf dem Felsen vor.

Er machte so etwas nicht zum erstenmal, wußte genau, wann er springen mußte. Deutlich war das Schlagen der Hufe, das Schnaufen des Pferdes zu hören. Nicht wissend, was für eine tödliche Gefahr auf ihn lauerte, ritt der Albino auf die beiden Felsen zu.

Der Coor-Bandit zog das rechte Bein an und stemmte sich vorsichtig mit den Händen hoch. Dann zog er auch das linke Bein an, und

schließlich ging er in die Hocke.

Er hatte den Albino nun schon fast unter sich. Wenn der Reiter den Blick gehoben hätte, hätte er Xercand gesehen, aber der Albino blickte gedankenverloren vor sich hin.

Xercand sprang im richtigen Augenblick.

Während des Falles drehte er sich und landete einen Herzschlag später hinter dem Albino.

Der Weißhaarige erschrak, stieß einen lauten Schrei aus und reagierte auf den Angriff, indem er sich blitzschnell umwandte. Xercand stach zu. Wieder schrie der Albino, und sein Pferd jagte los.

Schwer verletzt kämpfte der Albino um sein Leben.

Die beiden Männer konnten sich nicht auf dem losstürmenden Pferd halten, stürzten vom Rücken des verängstigten, erschreckten Tieres, landeten auf dem Boden und überschlugen sich.

Damit hatte Xercand nicht gerechnet.

Er schlug mit dem Kopf gegen einen Stein, war benommen. Wie durch einen trüben Schleier sah er, wie sich der Albino schwerfällig erhob und auf ihn zukam.

Der Schleier bekam Risse. Xercand konnte Details erkennen. Zum Beispiel das schmerzverzerrte Gesicht des Weißhaarigen. Der Coor-Bandit sah auch die kräftigen großen Hände des Albino, die sich ihm entgegenstreckten, und er sah das Blut, das über die helle Haut des muskulösen Mannes rann. Dann traf ihn der Schlag…

***

Cinto, der Vernichter, war gut bewaffnet. Er besaß ein langes Schwert, das eine schlanke, scharfe Klinge hatte, einen kunstvoll gearbeiteten Dolch, dessen Griff in Form eines ziselierten Halbmondes mit Edelsteinen verziert war. Besonders gut aber wußte er die Lanze zu handhaben, deren Spitze mit vielen Widerhaken versehen war.

Das plump aussehende Reittier, das sehr schnell laufen konnte - was man ihm nicht ansah -, sank auf das braune Gras nieder. Es schützte auf diese Weise seinen Bauch. In seinen verhältnismäßig kleinen Augen schien ein gelblich-oranges Licht zu brennen. Fühler - ähnlich, wie sie Schnecken haben - ragten knapp hinter den Nasenlöchern hoch. Graublau war die Haut des Reittiers und so dick wie die eines Elefanten.

Jetzt riß das Tier sein Maul weit auf und fauchte die Riesenspinne aggressiv an.

Cinto konnte zwar auf seine Metallrüstung vertrauen - er trug darunter sogar ein engmaschiges Kettenhemd -, aber manche Riesenspinnen hatten so kräftige Freßwerkzeuge, daß sie sogar Metall durchzubeißen vermochten. Und einige von ihnen wußten, daß es selbst bei den durchdachtesten Rüstungen ungeschützte Stellen gab.

Die Riesenspinne zuckte vor.

Es war ein Scheinangriff. Sie wollte nur testen, wie Cinto und das Reittier darauf reagierten.

Das plumpe Tier schleuderte der zurückweichenden Spinne seinen sengenden heißen Atem entgegen. Schwarze Beine hatte das Rieseninsekt, und einen weiß behaarten Körper, auf dessen Rücken ein schwarzer, grinsender Totenkopf zu sehen war.

Mit weit vorstehenden Facettenaugen beobachtete die Totenkopfspinne ihr Opfer. Cinto hielt die Lanze mit beiden Händen umklammert und wartete, bis die Spinne wirklich angriff.

Sie bewegte sich langsam zur Seite, hob immer nur eines von sechs Beinen. Ihr großer häßlicher Körper hing dazwischen.

Wieder zuckte sie kurz vor und gleich wieder zurück, aber sie wagte sich noch nicht in die Reichweite der Lanze.

Abermals bewegte sie sich zur Seite. Ein leichter Schenkeldruck genügte. Das Reittier reagierte sofort, drehte seine Flanke von der Mörderspinne weg. Sie schabte wütend die harten Freßwerkzeuge aneinander.

Cinto rechnete damit, daß sie nun gleich vorsausen würde, und wenn er dann nicht schnell genug war, würde sie über den Kopf seines Reittiers hinwegspringen und ihn aus dem Sattel stoßen.

Ein kaum merkliches Zittern erfaßte die Spinnenbeine. Cinto sah es und wußte, daß der Moment des wahren, tödlichen Kampfes gekommen war.

Schon schoß die Riesenspinne heran. Das Reittier riß das Maul mit den großen, kräftigen Zähnen auf. Cinto hob mit beiden Händen die Lanze zum Verteidigungsstoß.

Die Totenkopfspinne stieß sich mit allen sechs Beinen gleichzeitig ab. Eine ungeheure Kraft steckte in dieser Aktion, aber Cinto, der Vernichter, ließ sich nicht einschüchtern.

Die Spinne flog über den Schädel des Reittiers auf ihn zu, und er stieß ihr mit aller Kraft die Lanze entgegen. Die Metallspitze traf die Mörderspinne knapp hinter den Facettenaugen, drang ein in den weiß behaarten Körper, durchbohrte ihn.

Cinto beugte sich vor.

Er rammte die Lanzenspitze, die hinter der Spinne wieder zum Vorschein gekommen war, in den Boden. Trotz der schweren Rüstung sprang er geschmeidig vom Rücken seines Reittiers und zog sein Schwert aus der Scheide.

Die Totenkopfspinne lebte noch. Sie stemmte die Beine gegen den Boden, wollte die Lanze herausziehen und den Vernichter erneut angreifen.

Cintos erster Schwertstreich galt deshalb ihren Beinen, und erst danach bereitete er mit einem Stoß ins Zentrum des Lebens der

Riesenspinne ein Ende.

Sein Reittier richtete sich auf den stämmigen Beinen auf und machte sich mit einem dumpfen Knurren bemerkbar.

Cinto wußte, was das Tier wollte. Mit einigen schnellen Schwerthieben schlug er den Körper der Totenkopfspinne in Stücke und gab sie dem Reittier zu fressen.

Der dickhäutige Koloß schmatzte, als hätte ihm Cinto einen ganz besonderen Leckerbissen vorgesetzt.

Als nur noch die Spinnenbeine herumlagen, fragte Cinto: »Bist du satt?«

Die Antwort war ein dumpfes Rülpsen.

Cinto säuberte seine Lanze, stieg auf den Dickhäuter und trieb ihn an. Niemand traute dem unförmigen Tier diese Schnelligkeit zu. Es steckte sehr viel Kraft in diesem massigen Körper. Weite Strecken konnte Cinto auf dem Rücken dieses Tieres zurücklegen. Es ermüdete erst nach Tagen. Und es war ihm auch nicht anzusehen, daß es sehr lange ohne Nahrung auszukommen vermochte. Wenn es dann aber wieder etwas zu fressen bekam, verschlang es unvorstellbare Mengen.

Die Sonne sank allmählich tiefer.

Cinto erreichte eine Anhöhe. Eine weite Ebene breitete sich vor ihm aus. Er schob das Visier seines Helms hoch. Wenn es geschlossen war, sah er aus wie ein Käfer.

Er schirmte die Augen mit der Hand ab und ließ seinen Blick suchend durch die Ebene schweifen. Plötzlich stutzte er. Sieben Reiter!

Er hatte sie gefunden. Einer von denen besaß das Höllenschwert, das Cinto haben wollte. Er zweifelte nicht daran, daß diese starke, geheimnisvolle Waffe bald schon ihm gehören würde.

***

Xercand wand sich unter dem harten Griff des Albinos.

Er hatte ihn überfallen und schwer verletzt. Der Weißhaarige sah es als sein Recht an, den Coor-Banditen zu töten, und es stand wirklich schon sehr schlecht um Xercand.

Aber der Coor-Bandit hielt immer noch seine beiden Messer in den Händen. Das dritte Messer hatte er während des Sturzes vom Pferd verloren. Er brauchte es nicht. Zwei Messer genügten.

Die Verletzungen, die er dem Albino diesmal zufügte, waren nicht schlimm, aber schmerzhaft, und er erreichte damit, daß der Weißhaarige seinen Hals losließ.

Es gelang ihm, auf die Beine zu kommen.

Allmählich verlor sich seine Benommenheit.

Er konnte sich nicht erklären, woher der Albino soviel Kraft nahm. Die ersten Messerstiche hatten doch gut gesessen.

Ein anderer Mann wäre danach zu keiner so wilden Gegenwehr mehr

fähig gewesen. Der Albino jedoch war immer noch gefährlich.

Er starrte den Coor-Banditen wild an. »Warum hast du mich überfallen?« fragte er gepreßt. »Ich habe nichts bei mir.«

»Ich brauche ein Pferd!« erwiderte Xercand.

»Leg die Messer weg, du feige Kreatur!« verlangte der Albino.

Der Coor-Bandit grinste. »Du willst zeigen, wie stark du bist, nicht wahr?«

»Ich drehe dir trotz meiner Verletzungen den Hals um, wenn du den Mut aufbringst, unbewaffnet zu kämpfen.«

Xercand lachte ihn aus. »Du wirst sterben, Albino. Du hast keine Chance mehr. Auch dann nicht, wenn ich die Messer weglege.«

»Tu es!« verlangte der Albino.

»Na schön«, sagte der Coor-Bandit, und seine Hände öffneten sich. Die Messer fielen auf den Boden, aber er spielte falsch. Er war nicht so verrückt, sich dem Albino wirklich unbewaffnet auszuliefern. Drei Messer hatte er jetzt weniger.

Drei von sieben.

Blieben immer noch vier, aber das wußte der Albino nicht, und dieser Umstand sollte ihm zum Verhängnis werden.

Der Weißhaarige spürte, daß ihm nicht mehr viel Zeit blieb. Schwäche breitete sich in seinem Körper aus. Wenn er den Coor-Banditen besiegen wollte, mußte er schnell handeln. Xercand kam ihm zwei Schritte entgegen. Der Coor-Bandit war sich seiner Sache sehr sicher.

Der Albino wartete nicht auf Xercands Angriff, sondern stürzte sich auf ihn. Jetzt handelte der Coor-Bandit blitzschnell. Wie durch Zauberei hielt er auf einmal wieder zwei Messer in den Händen, und im nächsten Moment trafen sie ihr Ziel.

Diese Stiche waren tödlich.

Xercand wußte es. Er sprang zurück und sah die Fassungslosigkeit und den Schmerz in den rötlichen Augen des Albino.

»Du bist verrückt!« schrie Xercand. »Wie konntest du mir trauen?«

Die Augen des Weißhaarigen brachen langsam. Er sank zu Boden.

»Siehst du!« triumphierte Xercand. »Siehst du, genauso werde ich es mit Atax machen!«

Der Blaßhäutige hatte keine Ahnung, wer Atax war, und er würde es auch nie erfahren. Ein letzter, rasselnder Atemzug entrang sich noch seiner Brust, dann lag er still.

Der Coor-Bandit lachte irr. »Ja, Xercand ist schlau. Niemand darf ihn unterschätzen. Wer es doch tut, erlebt eine tödliche Überraschung.«

Er sammelte seine Messer ein und verbarg sie wieder in der Lederkleidung. Dann schaute er sich suchend um. Das Pferd, der Grund, weshalb der Albino sein Leben lassen mußte, war nirgendwo zu sehen.

»Verdammt!« knurrte der Coor-Bandit.

Er schluckte wieder ein paar von diesen gelben Kraftbeeren. Wie viele man davon nehmen durfte, ohne daß sie einem schadeten, wußte er nicht. Er hatte sie noch nie gebraucht. Hoffentlich stellten sich nicht irgendwann unangenehme Nebenwirkungen ein.

Xercand begab sich noch einmal zu den beiden Felsen und holte sich sein Schwert. Ärgerlich starrte er das Tier an, das er getötet hatte.

»Du hättest ruhig noch eine Weile durchhalten können, verfluchter Gaul. Nun bin ich gezwungen, meinen Weg zu Fuß fortzusetzen.«

Er hätte dem Kadaver am liebsten einen Tritt gegeben.

Verdrossen zog er weiter, die Augen offenhaltend nach einem Tier, auf dem er reiten konnte. Ein Flugdrachen wäre natürlich ein Geschenk des Himmels gewesen, aber der Himmel machte auch auf Coor einem Banditen keine Geschenke. Weit und breit war kein solches Tier zu entdecken.

Dafür aber sah Xercand das Pferd des Albino wieder. Ihm lachte das Herz im Leibe. Das Tier war nicht weit gelaufen, hatte sich von seinem Schreck erholt, stand ganz ruhig auf der Straße und schien auf Xercand zu warten.

»Braves Tier!« grinste der Coor-Bandit. »Wir werden bald die besten Freunde sein.«

Das Pferd spitzte die Ohren, hob den Kopf.

»Schönes Tier«, sagte Xercand. »Stark und kräftig. Du wirst mich bringen, wohin ich will.«

Das Pferd schnaubte, wurde unruhig. Xercand hätte sich ihm langsam nähern und beruhigend auf es einreden müssen, aber das machte er nicht. Zu schnell ging er auf das Tier zu. Es wieherte und rückte aus.

»Wirst du wohl stehenbleiben, verfluchtes Biest!« schrie ihm Xercand nach.

Das Pferd blieb tatsächlich in einiger Entfernung stehen.

Xercand lief ihm nach, verscheuchte das Tier damit aber wieder. Mehrmals wiederholte sich dieses Spiel.

»Ich schlage dir deinen verdammten Schädel ab!« brüllte der Coor-Bandit außer sich vor Wut, doch darum kümmerte sich das Pferd des Albinos nicht. Es rannte abermals davon.

Endlich begriff Xercand, daß er so des Tieres nie habhaft werden konnte, deshalb beruhigte er sich, riß frisches, saftiges Gras ab und näherte sich damit so langsam, wie er es schon lange hätte tun sollen, dem Pferd. Er sprach beruhigend auf das Tier ein, streckte ihm die Hand mit dem Gras hin, das Pferd schnupperte daran und schnappte sich mit samtweichen Lippen ein paar Halme.

Die anderen ließ Xercand fallen. Er war nicht daran interessiert, das Tier zu füttern. Blitzschnell packte er die Zügel. Das Pferd wollte abermals ausrücken, doch diesmal war es nicht mehr möglich.

Der Coor-Bandit schwang sich auf das Tier, und dann ließ er es seinen Zorn spüren.
»Atax!« brüllte er, während er auf das Pferd einschlug. »Ich komme!«

***

»Jubilee gefällt mir nicht«, sagte ich zu Mr. Silver.
»Na hör mal, sie ist ein ausnehmend hübsches Mädchen. Eine Prinzessin«, sagte der Ex-Dämon.
»Ich meine, sie hat irgend etwas.«
»Jubilee?« Mr. Silver richtete sich auf dem Pferd auf und blickte zurück.
»Irgend etwas beschäftigt sie. Ich bot ihr an, mit mir darüber zu reden, doch sie will nicht.«
»Soll ich mich ihrer annehmen?« fragte der Ex-Dämon. »Ich könnte mich in ihre Gedanken einschalten.«
»Ich weiß nicht, ob das fair wäre«, sagte ich. »Sie sollte die Möglichkeit haben, auch etwas für sich behalten zu können. Das solltest du respektieren.«
Der Ex-Dämon gab mir recht. »Sie macht einen geknickten Eindruck. Vielleicht tut es ihr leid, daß Cosmar nicht mehr bei uns ist. Der blonde Hüne hat ihr sehr gut gefallen.«
»Über ihn hätte sie mit mir gesprochen«, sagte ich. »Es muß etwas anderes sein.«
»Ich werde versuchen, es ihr zu entlocken«, sagte der Ex-Dämon.
»Aber fair.«
»War ich schon mal unfair?«
»Nun, wenn ich daran denke, wie gern du beim Spielen mogelst…«
»Hör mal, das ist doch ganz was anderes. Ehrlich gesagt, ich bin ein miserabler Verlierer…«
»Tony!« sagte plötzlich Parthos, der Zauberer. Er war ein magerer Mann mit dünnem, struppigem Bart und dürrem Hals - meilenweit davon entfernt, wie ein Kraftpaket auszusehen. Und im Augenblick hatte er auch noch nichts zu bieten. Aber wenn ihm seine Zauberkräfte wieder zur Verfügung standen, würde er nur schwer zu bezwingen sein.
Der klapperdürre Mann wies nach vorn.
Ich dachte zuerst, er würde auf Cruv und Tuvvana zeigen, dann sah ich aber, daß er etwas anderes meinte.
In der Ferne, auf einer Anhöhe, spiegelte etwas im Sonnenlicht. Metall. Genaues war nicht zu erkennen, da wir noch zu weit entfernt waren.
Entweder bestand der Reiter aus Metall, oder er trug eine Rüstung. Und das Tier, auf dem er saß, konnte unmöglich ein Pferd sein.
»Freund oder Feind«, brummte Mr. Silver. »Das ist hier die Frage.«

»Wir werden die Antwort in Kürze bekommen«, sagte ich und schärfte meinen Freunden ein, von nun an doppelt auf der Hut zu sein und diesem Fremden, falls wir ihm begegnen sollten, anfangs kein Vertrauen entgegenzubringen. Der Fremde sollte sich dieses Vertrauen erst mal verdienen.

***

Frank Esslin, der Söldner der Hölle, hatte in kurzer Zeit viel gelernt. Sastra, der Mord-Magier, hatte von der Totenpriesterin Yora den Auftrag bekommen, ihn auszubilden.

Anfangs war Sastra darüber nicht sonderlich erbaut gewesen, aber er konnte sich nicht gegen die starke Dämonin auflehnen, das hätte er nicht überlebt. Er war gezwungen, zu gehorchen und sein Wissen an seinen Schüler weiterzugeben.

Ein Mensch sollte zum Mord-Magier ausgebildet werden. Für Frank Esslin, den ehemaligen WHO-Arzt und Freund Tony Ballards, war das jedoch keine großartige Auszeichnung.

Für ihn war das Ganze die Sprosse einer Leiter, die er zu erklimmen beabsichtigte. Sastra stellte für ihn ein Sprungbrett dar. Er würde sich zu gegebener Zeit von ihm abstoßen und nach oben schnellen, und vielleicht würde es ihm eines Tages sogar gelingen, über Yora zu stehen.

Ein großes Ziel.

Sein streng gehütetes Geheimnis.

Wenn Yora geahnt hätte, was er vorhatte, hätte sie ihn auf der Stelle getötet. Aber sie wußte es nicht, würde es auch nie erfahren. Sie würde es sehen, wenn es soweit war, doch dann würde sie dagegen nichts mehr tun können.

Heute erteilte sie ihm noch Befehle, doch irgendwann würde es umgekehrt sein, dann würde sie tun müssen, was er wollte. Das waren Aussichten, die ihm gefielen. Er wollte nicht immer ein kleines, unbedeutendes Rädchen im großen Höllengetriebe bleiben.

Franks Entwicklung würde sich erheblich beschleunigen, wenn er sich die Zauberkraft einer Hexe verschaffte. Diese Idee hatte Sastra gehabt. Aber so etwas war nicht ungefährlich.

Frank Esslin mußte die Hexe verführen und dazu bringen, daß sie mit ihm schlief, und während der Vereinigung mußte er ein ganz bestimmtes Wort aussprechen.

Ein Wort, an dem die Hexe zugrunde gehen und ihre Kraft auf ihn übergehen würde.

Sastra hatte dem Söldner der Hölle dieses Wort eingeschärft, damit er es nicht vergaß, denn es war sehr wichtig, daß es ihm im richtigen Augenblick einfiel.

Dobbox - das war das Wort.

Mit diesem einen magischen Wort würde Frank Esslin ein Hexenleben auslöschen können, aber er mußte auf der Hut sein, durfte es weder zu früh, noch zu spät aussprechen, denn in beiden Fällen wäre dann nicht die Hexe, sondern er des Todes gewesen.

DOBBOX…

Ein starkes Wort. Es gab viele solcher Wörter, und einige kannte Frank Esslin bereits. Man mußte genau wissen, wann, wo und bei wem man sie anwenden konnte.

Jedes Wort konnte nur für einen ganz bestimmten Zweck herangezogen werden, und manche Wörter klangen sehr ähnlich, so daß die Gefahr bestand, daß ein wenig geübter Mord-Magier sie falsch einsetzte.

Er konnte damit eine Katastrophe auslösen. Das Wort konnte sich, wenn es falsch angewandt wurde, ins Gegenteil umkehren und sich gegen jenen richten, der es ausgesprochen hatte.

Deshalb mußte man sie sparsam und gewissenhaft einsetzen. Jeder Irrtum konnte tödliche Folgen haben.

Dobbox…

Frank Esslin würde sich nicht irren. Mit diesem Höllenwort würde er die Hexe auslöschen und ihre Kräfte übernehmen.

Er lag in der Nähe ihrer Höhle auf der Lauer.

Sie war nicht da. Er hatte keine Ahnung, wo sie sich aufhielt und wann sie zurückkehren würde. Er war gezwungen, zu warten, und das machte ihn langsam nervös.

Er hatte sich sehr verändert, seit er auf der schwarzen Seite stand. Früher war er ein guter, vernünftiger Mann gewesen, eine Seele von einem Menschen, hilfsbereit und verständnisvoll.

Er haßte sich heute für die Zeit, die er zusammen mit dem Dämonenjäger Tony Ballard verbracht hatte. Seite an Seite hatten sie gegen die schwarze Macht gekämpft und einige beachtliche Siege errungen.

Was für eine Schande.

Was für ein Irrtum…

Frank Esslin war froh, daß ihm die Hölle sein Vorleben nicht nachtrug. Sie hätte ihn dafür hart bestrafen können, hatte es aber nicht getan, sondern ihm die Möglichkeit geboten, sich zu rehabilitieren, die begangenen Fehler und Irrtümer wiedergutzumachen.

Das war einer der Gründe, wieso Frank Esslin so besonders darauf versessen war, sich um die Hölle verdient zu machen.

Vielleicht gab es Neider und Mißgünstlinge in den schwarzen Reihen. Um Kritik an seiner Person erst gar nicht aufkommen zu lassen, war er hart und rücksichtslos und ließ keine Gelegenheit aus, zu zeigen, daß er endlich wußte, wo sein richtiger Platz war.

Er wollte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln vergessen machen, was er getan hatte, als er noch Tony Ballards Freund gewesen war.

Heute war er das nicht mehr.

Es gab wohl niemanden, der Tony Ballard mehr haßte als er, Frank Esslin, der Söldner der Hölle, und er hatte einen ganz großen Wunsch, der vielleicht schon bald in Erfüllung gehen würde.

Er wollte Asmodis den Kopf des Dämonenjägers zum Geschenk machen.

Aber daran wollte er jetzt noch nicht denken.

Im Moment war Flovi, die gefährliche Hexe, wichtiger.

Flovi war für ihn ein großer Prüfstein. Wenn er an ihr scheiterte, würde es keinen Frank Esslin mehr geben.

Er blickte auf den goldenen Ring mit dem schwarzen, zu einem Pentagramm geschliffenen Stein.

Tony Ballards magischer Ring. Es war verdammt anstrengend für Frank Esslin gewesen, sich diese mächtige Waffe zu holen.

Sastra würde ihn lehren, die Kraft, die sich im Ring befand, zu aktivieren, zu verstärken.

An meinem Finger wird dieser Ring um ein Vielfaches gefährlicher sein, dachte der Söldner der Hölle.

Rücksichtslos würde er ihn einsetzen, gegen Höllenwesen, die sich gegen ihn stellten, genauso wie gegen andere Feinde.

Allmählich verlor Frank Esslin die Geduld. Vielleicht kam Flovi heute nicht mehr zurück.

Es überlief ihn kalt, als ihm einfiel, daß Flovi nie mehr nach Hause kommen könnte. Das Leben auf Coor war ein permanenter Kampf gegen eine Vielzahl von Gefahren. Auch Hexen waren davon nicht ausgenommen.

Es war zum Beispiel denkbar, daß sie einem Mord-Magier begegnete und von diesem getäuscht, verführt und vernichtet wurde. Es gab Fallen, reißende Bestien, feuerspuckende Ungeheuer. Sicher war seines Lebens niemand auf Coor.

Sie muß am Leben bleiben, dachte Frank Esslin grimmig. Für mich. Damit ich sie töten kann… Dobbox!

Er fragte sich, wie sie wohl aussehen mochte.

Wenn sie abstoßend häßlich war, würde es ihm sehr schwerfallen, sie zu verführen, aber er würde es tun. Auf jeden Fall.

Die Ungeduld verleitete ihn dazu, sein Versteck zu verlassen, und schließlich faßte er den mutigen Entschluß, nicht hier draußen, sondern in der Höhle auf Flovi zu warten.

Gespannt ging er auf den Höhleneingang zu. Es war möglich, daß die Hexe ihn irgendwie gesichert hatte, damit während ihrer Abwesenheit niemand ihre Behausung betreten konnte.

Deshalb war Frank Esslin sehr vorsichtig.

Je näher er der Felsenöffnung kam, desto mehr strafften sich seine Nervenstränge. Er besann sich der Worte seines Lehrmeisters. Sastra hatte ihm beigebracht, wie er sich in solchen Situationen verhalten mußte.

Wenn Flovi die Höhle mit einer Schutzmagie versehen hatte, dann gleich am Anfang, nicht erst weiter drinnen. Frank Esslin blieb stehen. Mißtrauisch betrachtete er den Felsen. Er suchte ihn nach kleinen Zeichen und Symbolen ab, mit denen Flovi einen Kraftvorbang geschaffen haben konnte.

Zu entdecken war nichts.

Blieb das Wort - unsichtbar, aber dennoch sehr wirksam. Vielleicht hatte Flovi den Höhleneingang mit einem Hexenspruch verschlossen. Sastra hatte ein Wort genannt, mit dem man das prüfen konnte, aber es wollte Frank Esslin nicht einfallen. Er zermarterte sich den Kopf, und es machte ihn wütend, daß ihm das Wort so völlig entfallen war, aber plötzlich war es wieder da, und er wandte es an.

Nichts passierte.

Als er auch noch den magischen Ring als Sensor einsetzte und keine Reaktion feststellte, konnte er sicher sein, daß Flovi darauf verzichtet hatte, den Höhleneingang magisch zu versiegeln.

Er trat ein, fand eine kalte, rußgeschwärzte Feuerstelle und eine breite Liegestatt mit warmen, dunklen Fellen.

Er ließ sich darauf nieder und überlegte sich eine Lügengeschichte, die er der Hexe erzählen würde, wenn sie nach Hause kam.

Er strecke sich auf den Fellen aus und schloß die Augen. Leichtsinnig war das von ihm. Nach einer Weile schlief er prompt ein.

Plötzlich spürte er jemandes Nähe.

Flovi!

Er schreckte hoch.

Gefährlich sah sie aus. Ihr schlanker Körper war gespannt wie eine Metallfeder. Sie war mit Wolfsfellen mehr als spärlich bekleidet; eine kriegerische Amazone mit langem schwarzem Haar, dunklen Augen und einem schönen Gesicht.

In ihrer Hand hielt sie ein Schwert, dessen Spitze sie Frank Esslin jetzt ans Herz setzte. Der Blick ihrer dunkelbraunen Augen durchbohrte ihn.

»Was suchst du in meiner Höhle?«

Frank Esslin tat sehr überrascht. »Es ist deine Höhle? Das… das konnte ich nicht ahnen. Ich entdeckte sie, und da ich hundemüde war, ließ ich mich auf deinen Fellen nieder und schlief sofort ein. Es… es tut mir leid… Wenn du das Schwert fortnimmst, stehe ich augenblicklich auf…«

Das Schwert blieb. Flovis Augen wurden schmal. Sie hatte eine

animalische Ausstrahlung. Jetzt, wo Frank Esslin sie vor sich hatte, erkannte er, wie gefährlich es sein würde, sie zu vernichten. Wenn sie gewitzt war, machte sie ihm jetzt den Garaus. Er hätte es nicht verhindern können.

»Wer bist du?« wollte Flovi wissen.

»Mein Name ist Frank Esslin. Und wie heißt du?«

»Flovi.«

»Flovi, ich bin nicht dem Feind«, sagte der Söldner der Hölle freundlich. »Ich bin überhaupt niemandes Feind.«

»Woher kommst du?« fragte die Hexe.

»Von der Erde. Ich kann dir sagen, daß ich verdammt ungern hier bin. Wie nennt sich diese Welt überhaupt?«

»Coor.«

»Ein Leben hier ist der reinste Spießrutenlauf. Ach, was sage ich? Die Hölle ist es. Du darfst nicht denken, ich wäre ein Feigling, aber was es hier an Gefahren gibt, ist sagenhaft. Wie schafft es ein so schönes, bezauberndes Mädchen wie du, auf Coor zu überleben?«

»Indem es allen Fremden mit größtem Mißtrauen begegnet«, antwortete Flovi.

»In meinem Fall ist dieses Mißtrauen wirklich unbegründet«, beteuerte Frank Esslin. »Ich liebe den Frieden, hasse den Kampf, verabscheude jede Form von Gewalt.«

»Wie kommst du hierher?«

»Auf diese Welt, meinst du?«

»Ja.«

»Hier gibt es doch überall diese Monolithen, mit denen man Hilfe herbeiholen kann. Wenn man in Gefahr ist, braucht man nur so einen Stein zu berühren, und wenn man dann den Namen jener Person ruft, die einem helfen soll, holt sie der Monolith nach Coor, egal, wo sie sich aufhält. Aber was erzähle ich dir da? Du weißt über die Monolithen bestimmt besser Bescheid als ich. Mein Bruder wurde von einem Magier entführt. Er konnte fliehen und mich um Hilfe rufen. So gelangte ich nach Coor. Leider konnte ich meinem Bruder nicht beistehen. Der Magier tötete ihn, und ich hatte großes Glück, daß mir die Flucht gelang.«

»Wie sah der Magier aus?« wollte Flovi wissen.

Frank Esslin beschrieb seinen Lehrmeister: »Dick, nicht mehr jung, in schwarzes Leder gekleidet.«

»Sastra.«

»Wie bitte?«

»Sein Name ist Sastra.«

Frank Esslin spielte ihr den großen Schock vor. »Du kennst ihn? Meine Güte, dann bin ich vom Regen in die Traufe gekommen. Wirst du diesen Sastra informieren? Wirst du mich zu ihm bringen, oder

mich selbst töten?«

Flovi setzte das Schwert ab. Frank Esslin hatte gehofft, daß sie das tun würde. Sie haßte Sastra ebenso wie er sie.

»Ich stehe nicht auf Sastras Seite«, sagte die Hexe.

Der Söldner der Hölle atmete auf. »Da fällt mir aber ein Stein vom Herzen. Ich dachte schon… Ich befürchtete, nicht lebend von hier fortzukommen. Darf ich aufstehen?«

Die Hexe hatte nichts dagegen.

»Wenn du möchtest, verlasse ich sofort deine Höhle«, sagte Frank Esslin.

Jetzt kam es darauf an, wie sehr er die schöne, gefährliche Hexe getäuscht und beeindruckt hatte. Würde sie ihn fortgehen lassen? Oder war sie daran interessiert, daß er blieb?

Sie musterte ihn mit einem Blick, der ihm verriet, daß sie sich von ihm einiges versprach. Sein Herz schlug schneller. Er triumphierte innerlich. Er glaubte zu wissen, daß sie ihn nicht fortschickte. Er war ein Mann, und er gefiel ihr.

»Du brauchst nicht zu gehen«, sagte sie leise.

Er hätte am liebsten einen Jubelschrei ausgestoßen. Die Hexe war auf ihn hereingefallen.

»Es ist deine Höhle«, sagte er verlegen. »Ich habe kein Recht…«

»Es ist Platz genug für zwei«, sagte Flovi.

»Das natürlich schon. Aber vielleicht bist du lieber allein.«

»Wenn du gehst, läufst du unter Umständen Sastra in die Hände. Möchtest du das?«

»Nein!« stieß Frank Esslin entsetzt hervor. »Um alles in der Welt, nein! Ich… ich nehme dein großzügiges Angebot selstverständlich gern an. Es macht mich sehr glücklich, daß du mich nicht fortschickst, Flovi.«

»Du darfst bleiben, solange du willst«, sagte die Hexe und warf ihm einen Blick unter seidigen, halb gesenkten Wimpern zu.

Im Moment war sie nur eine Frau. Nicht gefährlich, nur verführerisch und begehrenswert.

»Weißt du, wie ich wieder auf die Erde zurückkehren kann?« fragte der Söldner der Hölle.

»Erst mal bleibst du bei mir«, entschied Flovi. »Später werden wir uns überlegen, wie du in deine Welt zurückkommst.«

»Ganz wie du meinst«, sagte Frank Esslin.

DOBBOX! dachte er. Du wirst sterben, Flovi. Und ich werde deine Kraft übernehmen.

D-O-B-B-O-X!

***

Atax, die Seele des Teufels, spürte deutlich die Spannung zwischen

Cuca und Arma, die in Roxanes Körper eindeutig die Oberhand hatte. Bald würde Arma die weiße Hexe völlig aus deren Körper verdrängt haben. Die Wurzeln des Teufelskrauts, von denen sich Arma ernährte, taten ihre Wirkung, trieben die Veränderung immer weiter voran.

Der Dämon, in der Gestalt eines gutaussehenden Mannes, versuchte zwischen Arma und Cuca weder zu schlichten noch zu vermitteln. Für ihn stand fest, daß ihm Arma mehr nützen konnte als die Hexe, sobald sie ihre Zauberkräfte wiederhatte. Deshalb bevorzugte er Arma jetzt schon.

Cuca schäumte vor Wut, aber das kümmerte ihn nicht.

Die Hexe wurde streitsüchtig und aggressiv. Arma konnte sagen, was sie wollte, Cuca bekam alles in die falsche Kehle. Noch mischte sich Atax nicht ein, aber lange wollte er sich dieses ständige Gezänk nicht mehr anhören.

Während einer Rast wurde Cuca ausfällig und beleidigend. Schon einmal hatte sie versucht, Arma zu töten, und nun reizte sie die Rivalin, damit diese sie angriff, denn dann konnte Atax nichts dagegen haben, wenn sie sich verteidigte.

Und wenn dabei Arma das Leben verlor… Pech.

Aber soweit ließ es Atax nicht kommen. Er attackierte Cuca mit dämonischer Kraft. Mitten im Satz traf er sie. Etwas Brennendes, Hartes, Glühendes schlang sich um ihren Hals, ließ sie jäh verstummen, zwang sie, einen entsetzten Schrei auszustoßen. Mit schreckgeweiteten Augen starrte sie den Dämon an.

»Es ist genug, Cuca!« knurrte Atax ganz hinten in der Kehle. »Ich will von dir keine abfällige Bemerkung mehr über Arma hören. Du wirst sie nie mehr angreifen, sonst sorge ich dafür, daß dir das sehr leid tut. Ich verlange von dir, daß du dich von nun an mit Arma verträgst. Keine Bosheiten, keine Sticheleien mehr. Oder willst du deine Zunge verlieren und für immer stumm sein?«

»Nein«, stöhnte Cuca auf. »Nein…«

»Arma wird über dir stehen, nachdem sie das Bad im Todessee genommen hat«, sagte Atax scharf. »Sie kommt jetzt schon vor dir, und ich verlange von dir, daß du dich damit abfindest. Noch stehen ihr ihre starken Zauberkräfte nicht zur Verfügung, deshalb werde ich dich an ihrer Stelle bestrafen, wenn du die von mir festgesetzte Rangordnung noch einmal mißachtest. Hast du verstanden?«

Cuca röchelte im dämonischen Würgegriff, ohne daß Atax sie berührte. »Ja«, beeilte sie sich zu sagen »Arma kommt vor mir. Heute und immer.«

Die Seele des Teufels löste die Verbindung. »So ist es«, sagte er und wandte sich ärgerlich ab.

Der hochmütige, triumphierende Blick Armas war für Cuca ein schmerzhafter Stachel im Fleisch.

Heute und immer, hatte sie gesagt, aber das war nicht möglich. Sie würde sich Arma nicht immer unterordnen können.

Es muß etwas geschehen, sagte sich Cuca. Aber sie wußte nicht, was. Ihr war nur klar, daß diese Situation für sie auf die Dauer unerträglich war.

Sie wäre an ihrer Wut, an ihrem Haß erstickt. Sie würde sich Luft machen müssen.

Bald würde Atax von ihr verlangen, daß sie von Arma Befehle entgegennahm. Unmöglich, undenkbar.

Irgend etwas mußte geschehen, und zwar schon bald!

***

»Trink«, sagte Flovi und reichte Frank Esslin einen Becher, in dem sich eine pechschwarze Flüssigkeit befand.

»Was ist das?« fragte er, während wilde Gedanken durch seinen Kopf rasten.

Hatte ihn die Hexe durchschaut? Wollte sie ihn vergiften? Konnte sie in ihm lesen wie in einem offenen Buch? Hatte sie ihm seine Geschichte, die durchaus wahr hätte sein können, nicht geglaubt?

»Es wird dir guttun«, sagte Flovi. »Es wird dich kräftigen, deine Ausdauer steigern.«

Er zögerte, nahm den Becher nicht.

»Was hast du?« fragte sie ihn. »Mißtraust du mir etwa?«

Er schüttelte hastig den Kopf. »Aber nein. Keinesfalls.«

Ja! schrie es in ihm. Natürlich mißtraue ich dir. Schließlich bist du eine gefährliche Hexe. Man kann nie wissen, was euch Teufelsbräuten in den Sinn kommt.

Er griff jetzt nach dem Becher, aber er nahm keinen Schluck von dieser schwarzen Flüssigkeit. Er war nicht lebensmüde. Vielleicht sollte er das Zeug ungeschickt verschütten.

Sie lächelte ihn an. In ihren Augen war ein seltsam hungriger Ausdruck. War sie im Moment nur eine Frau, die einen Mann haben wollte? War die schwarze Brühe ein Liebestrank, ein Potenzmittel?

»Warum trinkst du nicht?« fragte Flovi.

Sie griff nach seiner Hand, die den Becher umschloß, zog sie an sich und nahm einen Schluck, als wollte sie ihm beweisen, daß mit dem Trank alles in Ordnung war. Aber das mußte trotzdem nicht sein. Es war durchaus möglich, daß sie sich gegen die Wirkung mit einem Zauber geschützt hatte.

»Was ist da alles drinnen?« fragte er.

Sie zählte eine Menge auf. Er kannte nur die Alraune. Alles andere war ihm fremd.

»Werde ich den Trank auch vertragen?« fragte er. »Du mußt bedenken, ich bin nicht von dieser Welt.«

»Er wird dir nicht schaden. Ich würde dir nichts geben, was dir schadet«, sagte sie leise. »Du gefällst mir.« Ihr Busen hob und senkte sich schnell. »Ich möchte, daß wir gute Freunde werden, Frank Esslin. Sehr gute Freunde.«

Sie drehte seine Hand mit dem Becher so, daß die Stelle zu seinem Mund wies, von der sie getrunken hatte.

»Trink! Du kannst mir vertrauen.«

So, wie du mir? fragte sich der Söldner der Hölle. Dann wäre ich jetzt verloren.

Er sagte sich, er müsse es riskieren, sonst käme er mit Flovi nicht weiter. Er mußte ihr vertrauen und damit das Vertrauen der Hexe gewinnen.

Ihr Vertrauen und ihre Zuneigung, ihr Verlangen…

Nur wenn er etwas wagte, konnte er auch etwas gewinnen. Entschlossen setzte er den Becher an die Lippen und trank.

Das Gebräu schmeckte eigenartig. Ein bißchen wie Kaffee, ein bißchen wie Schwarzbeerensaft, ein bißchen wie Rum.

Eigenartig, aber nicht schlecht.

Deutlich konnte Frank den Weg des Tranks verfolgen. Das Zeug wärmte seinen Magen, ging sehr schnell in sein Blut über und wurde von diesem in den Körper geschwemmt. Überall gelangte es hin, und ihm fiel auf, daß sein Herz schneller schlug.

Sah er Flovi jetzt mit anderen Augen?

Sie kam ihm noch schöner vor, als sie war. Noch begehrenswerter, verführerischer. Das machte der Trank!

Zwischen seinen Schläfen entstand ein wildes Pochen. Angenehm, sehr angenehm. Ein Fieber, wie er es noch nie gehabt hatte, erfaßte ihn, und wohlige Schauer durchrieselten ihn.

Ein Teil seines Ichs schien sich aufzulösen. Er hatte keine Hemmungen mehr, und der Wunsch, die Hexe zu lieben, wurde immer größer.

»Es ist ein guter Trank«, flüsterte er, während er den leeren Becher wegstellte. Dann berührte er Flovi mit seinen Händen, und es war ihm, als würden kleine Stromstöße durch seinen aufgewühlten Körper rasen. Sie mußte ihm ein Rauschmittel gegeben haben. Er fühlte sich phantastisch.

Das Gefährliche an der Sache war nur, daß er den Grund zu vergessen drohte, weshalb er hierhergekommen war.

Er hatte Flovi aufgesucht, um sie zu töten!

Aber daran verschwendete er im Moment keinen Gedanken. Er dachte an andere Dinge, an Erfreulicheres.

Er zog Flovi an sich. Sie schloß die Augen und ein kleines Lächeln umspielte ihre vollen, sinnlichen Lippen. Seine Hände erforschten ihren Körper und die Hexe genoß es.

Gemeinsam sanken sie aufs Lager.

Frank Esslin wurde von einem wohltuenden Schwindel erfaßt. In diesen Augenblicken dachte er nicht an seine Ziele, nicht an Sastra, nicht an Yora - nur an Flovi…

Die Hexe war jetzt über ihm, streifte ab, was sie am Körper hatte, zog auch ihn aus.

Haut berührte Haut, und ein geheimnisvolles Knistern entstand. Der Hexentrank tat seine Wirkung.

Frank Esslin spürte, wie sich ihm Flovi schenkte, und er nahm dieses Geschenk dankbar an. Sie gaben einander rückhaltlos, was sie zu geben vermochten. Ein Mann und eine Frau. Ein Mensch und ein Wesen von Coor. Ein Söldner der Hölle und eine Hexe…

Flovi streichelte ihn. Ihre Hände waren sanft und weich. Er hatte das Gefühl, von zarten Daunen berührt zu werden. Flovis schönes Gesicht befand sich über ihm. Ihr langes, schwarzes Haar kitzelte ihn. Eine wilde Woge der Leidenschaft erfaßte ihn und wollte ihn forttragen.

Da fiel es ihm plötzlich wieder ein!

Er riß die Augen auf und hoffte, daß die Hexe nicht merkte, wie er erschrak. Sie bewegte sich träge. Er schaute sie an, und Sastras Worte kamen ihm wieder in den Sinn. Er biß sich auf die Lippe, um der Leidenschaft, die sein Denken komplett ausschaltete, nicht noch einmal anheimzufallen.

Während der Vereinigung…

Frank Esslin keuchte.

Das Wort! Das Wort fiel ihm nicht ein! Er geriet deshalb fast in Panik, spielte Flovi nur noch etwas vor. Er hatte das Glück, daß sie es nicht merkte.

Hatte sie mit dem Trank dafür gesorgt, daß er ihr nicht gefährlich werden konnte? Hatte sie mit diesem schwarzen Gebräu das Wort ausgelöscht?

Das Wort! Wie lautete das verdammte Wort, mit dem man die Hexe vernichten konnte?

Flovi bewegte sich jetzt etwas schneller, doch von diesem Zusammensein hatte Frank Esslin nichts mehr. Er war völlig ernüchtert, durchforschte seinen Geist nach dem Wort, das ihm Sastra mitgegeben hatte. Er brauchte Flovis Hexenkraft, um vorwärtszukommen, aufzusteigen.

Roncoc…? Nein. Barnex…? Auch nicht. Mit D… Hatte das Wort nicht mit einem D angefangen? Dab… Dubb… Dobbax… Nein. Dobbox. Ja! Dobbox! Das war es!

Er holte tief Luft. Egal, wie Flovi das deutete. Sie hatte jetzt sowieo keine Chance mehr.

»*D-O-B-B-O-X!*«

Er brüllte es in das Gesicht, das sich über ihm befand.

Was würde nun geschehen?
Er spürte, wie ihr Körper versteifte. Gleichzeitig riß sie die Augen auf. Panik und Entsetzen erkannte er in ihrem Blick. Und Wut und Enttäuschung. Und Haß, abgrundtiefen Haß. Ihr schönes Gesicht verzerrte sich, wurde zu einer häßlichen Fratze.
Und dann verwandelte sich Flovi in ein Tier.
In einen Strahlenpanther!
Frank Esslin blieb fast das Herz stehen. Was hatte er falsch gemacht?

***

Meine Spannung wuchs, während dieser Prä-Welt-Ritter auf uns zukam. Verdammt kriegerisch sah er aus, und das Tier, auf dem er saß, kam mir auch nicht gerade besonders vertrauenerweckend vor. Es hatte stämmige, krallenbewehrte Beine und ein Gebiß, vor dem man sich in acht nehmen mußte. Die Augen leuchteten in gelblichem Orange. Ich hatte so ein Vieh noch nie gesehen, aber das überraschte mich nicht. Auf Coor gab es viele Tiergattungen, die wir auf der Erde nicht kannten.
Der Dickhäuter wirkte auf den ersten Blick plump, aber mir fiel auf, daß dieses Reittier ungemein kräftig war und auf den leichtesten Druck seines Reiters reagierte.
Speer, Schwert, Dolch… Mehr Waffen sah ich nicht. Vielleicht setzte der Prä-Welt-Ritter dieses unförmige Tier als zusätzliche Waffe ein. Das war durchaus denkbar.
Ich hatte mich mit Mr. Silver an die Spitze gesetzt. Cruv und Tuvvana ritten jetzt hinter uns. Parthos ritt neben Jubilee und Boram war der letzte.
»Ich glaube, es wird Ärger geben«, sagte Cruv.
Der Fremde hielt sein Reittier an, ließ uns auf sich zukommen. Obwohl das Visier seines Helms offen war, konnte ich sein Gesicht noch nicht erkennen, denn es lag im Schatten. War es ein junger Mann? Ein alter Krieger? Wo waren die anderen, jene, die zu ihm gehörten? Würden sie später auftauchen? Oder hatten wir es mit einem Einzelgänger zu tun?
Viele Fragen.
In Kürze würden sie sich vermutlich selbst beantworten.
Derzeit waren wir dem Prä-Welt-Ritter zahlenmäßig überlegen. Selbst wenn ich Jubilee, Tuvvana, Cruv und Parthos ausklammerte, stand es immer noch drei gegen einen. Deshalb wäre meine Unruhe eigentlich nicht nötig gewesen.
Was hatten wir von diesem einen Mann schon zu befürchten?
Wenn der Fremde allerdings über Zauberkräfte verfügte, sah die Sache anders aus. War es das, was ich unterschwellig befürchtete? War ich deshalb so kribbelig?

»Soll ich dir verraten, wie du mit dem fertigwirst?« raunte Cruv dem Ex-Dämon zu. »Du mußt ihn mit 'nem Dosenöffner aus der Rüstung pellen.«

»Vielen Dank für den wertvollen Tip«, erwiderte Mr. Silver.

An dem Kerl vorbeizureiten, ohne ihn zu beachten, war unmöglich, deshalb zügelte ich mein Pferd. Auch Mr. Silver und die anderen hielten ihre Tiere an.

Zum ersten Mal sah ich das Gesicht des Prä-Welt-Ritters. Es wirkte asketisch, die Züge waren scharf geschnitten. Dieser Mann war weder jung noch alt.

Unerschrocken blickte er uns an. Er machte auf mich den Eindruck, als ob er keine Angst kennen würde. Wir hatten einen Mann vor uns, der wußte, wie man einer Gefahr begegnet und wie man diese Begegnung überlebt.

Mir wäre es lieber gewesen, wenn es nicht zu dieser Begegnung gekommen wäre. Ich wußte nicht warum, aber dieser Mann machte mich nervös…

***

Mago, der Schwarzmagier, musterte seinen Begleiter.

Metal, der Silberdämon, machte ein verdrossenes Gesicht. Allmählich entmutigte es ihn, auf seine übernatürlichen Fähigkeiten verzichten zu müssen. Ohne sie war er wertlos für Mago. Er fragte sich insgeheim, wie lange ihn der Schwarzmagier noch mitschleppen würde. Wenn es Mago zum Beispiel eingefallen wäre, sich hier auf Coor von ihm zu trennen, wäre es um Metals Zukunft sehr schlecht bestellt gewesen.

»Was ist los mit dir?« fragte Mago.

Sie saßen auf kräftigen, langmähnigen Pferden, die Mago aufgetrieben hatte.

»Nichts«, antwortete Metal.

»Du sprichst seit Stunden kein Wort«, sagte Mago.

»Mir ist nicht nach reden.«

»Du befürchtest, von mir als Last angesehen zu werden«, sagte Mago.

Metal wollte protestieren, doch der graugesichtige Mago brachte ihn mit einer raschen Handbewegung zum Verstummen.

»Ich weiß, wie es zur Zeit um dich bestellt ist«, zischte der Schwarzmagier mit seiner Schlangenzunge. »Ich habe mich mit dir zusammengetan, weil ich weiß, daß du nicht ewig so schwach bleibst. Die Blockade wird eines Tages brechen, und dann stehen dir deine dämonischen Fähigkeiten wieder zur Verfügung. Das kann heute passieren, morgen - oder übermorgen. Aber es wird geschehen, und dann wirst du mir die Unterstützung geben, die ich brauche.«

»Aber bis dahin…«

»Mach dir keine Gedanken. Ich fasse mich in Geduld, Metal.«

Was Mago sagte, hörte sich für Metal gut an, aber es mußte nicht stimmen. Von sich selbst wußte Metal nur zu gut, daß man sich auf Dämonen nicht verlassen konnte. Sie redeten heute so und morgen so. Deshalb waren auch sämtliche Bündnisse, die es gab, nicht allzuviel wert, denn sie hielten nur so lange, wie es den Partnern in den eigenen Kram paßte. Änderten sich ihre Interessen, dann war man sie als Verbündete los, und nicht selten mußte man von diesem Zeitpunkt an Feinde in ihnen sehen.

Das war auch einer der Hauptgründe, weshalb das Höllengefüge nicht starr verankert war. Es befand sich ständig in Bewegung.

Mago und Metal ritten weiter.

Mago trug einen braunen Lederwams. Granitgrau war seine Haut, spitz die Ohren. Obwohl er hager war, befand sich sehr viel Kraft in ihm. Eine Kraft, um die ihn Metal im Augenblick beneidete.

Der Silberdämon hing seinen Gedanken nach.

Sie befanden sich auf Coor, um Atax die Suppe zu versalzen, und vielleicht würden sie sich im entscheidenden Moment sogar auf Tony Ballards Seite stellen, nur damit Atax sein Ziel nicht erreichte.

Aber dann wollte Metal darangehen, seine eigenen Ziele zu verfolgen. Er würde fortsetzen, was Atax anstrebte. Wenn ihm das gelang, würde er seine Freundin, die Zauberin Arma, wiederhaben.

Ohne sie war sein Leben leer. Arma sollte wieder an seiner Seite sein, wie früher.

Mago riß an den Zügeln. Sein Pferd wieherte erschrocken und blieb stehen.

»Sieh dir das an!« rief der Schwarzmagier begeistert aus. Er wies nach vorn.

Metal hielt ebenfalls sein Pferd an und folgte Magos ausgestrecktem Arm mit den Augen.

Er sah glatte Steinquader. Ihre Anordnung ließ ein System erkennen.

»Du hast Glück, Metal.«

»Wieso?« fragte der Silberdämon.

»Verbinde diese Steinquader im Geist mit Linien«, verlangte Mago. »Was entsteht dann?«

»Ein Siebeneck«, sagte Metal.

Der Schwarzmagier nickte eifrig. »Ein Siebeneck. Richtig. Ein starkes schwarzes Zeichen. Ein Höllensymbol. Ein Symbol der absoluten Kraft.«

»Eine schwarze Falle?«

»So könnte man es sehen. Alles, was nicht schwarzen Ursprungs ist, verliert dort drinnen sein Leben. Wir aber, Metal, haben in diesem Zeichen nichts zu befürchten. Im Gegenteil, ich bin sicher, daß dort etwas an Kraft für dich abfallen wird. Vielleicht löst sich im Zentrum des Höllenzeichens deine Sperre. Komm!«

Mago trieb sein Pferd an.
Unerschrocken ritt er auf die Teufelsfalle zu. Ihnen konnte nichts passieren. Sie waren ja ein Teil der Hölle, ein Bestandteil des großen schwarzen Universums.
Knapp vor dem Zeichen brachte der Schwarzmagier sein Tier zum Stehen. Er sprang ab und sein granitgraues Gesicht verzog sich zu einem triumphierenden Grinsen.
»Ja, Metal, hier sind wir richtig. Ich spüre die ungeheure Kraft dieses Zeichens.«
Der Silberdämon sprang gleichfalls vom Pferd. Er merkte nichts von der bösen Strahlung. Seine Sensoren waren verschüttet. Aber er wußte, daß er sich auf Magos Empfindungen verlassen konnte.
Der Schwarzmagier machte die Kraft sichtbar, indem er Worte in der Dämonensprache murmelte.
Sofort verdichtete sich die Luft, wurde zu einer flimmernden Wand, über die ein leises Blitzen und Knistern geisterte.
»Siehst du«, sagte der Schwarzmagier und Jäger der abtrünnigen Hexen. »Das ist der Beweis. Öffne dich, Metal. Versuche die Verkrampfung in dir zu lösen, damit neue, unverbrauchte Kräfte in dich eindringen und die Blockade lösen können.«
Metal nickte. »Ich werde es versuchen«, sagte er gespannt.
Endlich wieder die dämonischen Fähigkeiten einsetzen zu können, endlich wieder stark zu sein und nicht mehr auf Magos Hilfe angewiesen zu sein, das wünschte er sich schon lange.
Wenn er wirklich Glück hatte, würde es hier klappen.
Er brauchte seine alte Kraft wieder. Coor war eine gefährliche Welt, und nicht immer würde Mago zur Stelle sein, um ihn zu beschützen.
Mago trat zwischen den gewaltigen Steinen hindurch. Entschlossen begab er sich zum Mittelpunkt des Siebenecks.
Er spürte unbeschreibliche Kräfte auf sich einwirken. Wenn er kein schwarzes Wesen gewesen wäre, hätten diese enormen Kräfte ihn vernichtet.
So aber empfand er sie als angenehm. Sie taten ihm gut, bauten ihn auf, luden ihn auf wie nährende Ströme eine Batterie. Langsam wandte er sich um.
Metal zögerte noch, das schwarze Zeichen zu betreten.
»Komm!« rief ihm Mago zu. »Du hast nichts zu befürchten. Es sind Kräfte, die uns wohlgesinnt sind. Du wirst von ihnen profitieren.«
Metal machte den ersten Schritt. Damit trat er über die Grenze, und sofort entstand ein heftiges Prickeln in seinem Bein. Er zuckte zusammen.
Mago lachte. »Spürst du es?«
»Ja, ganz deutlich.«
»Es ist die Hölle, Metal. Die Kraft unserer Heimat.«

»Meine Heimat ist die Silberwelt«, stellte der Hüne mit den gewellten Silberhaaren richtig.

»Und diese Silberwelt gehörte einst zur Vielschichtigkeit der Hölle«, sagte Mago.

»Deshalb konnte Asmodis sie auch mit einem Höllensturm verwüsten. Das kostete ihn damals sehr viel Kraft. Man sagt, daß er sich von dieser Anstrengung bis zum heutigen Tag nicht erholt hat. Zu einer so großen, verheerenden Tat wäre er kein zweites Mal fähig.«

Metal konzentrierte sich auf die unsichtbaren Kräfte, die auf ihn einwirkten. Sie waren stechend, beißend und ätzend. Schmerzhaft drangen sie in ihn ein. Er wehrte sich nicht dagegen.

Je näher er dem Zentrum des Bösen kam, desto schmerzhafter attackierten ihn die Kräfte. Er war zwar ein schwarzes Wesen, aber er wurde nicht so akzeptiert wie Mago.

»Wieso greifen die Kräfte mich an?« stöhnte Metal.

Mago hob die schmalen Schultern. »Vielleicht hast du dich durch die Blockade ein Stück von der Hölle entfernt.«

»Meine Gesinnung hat sich nicht geändert.«

»Vielleicht gibt es noch einen anderen Grund, weshalb dich die Kräfte nicht bedingungslos akzeptieren.«

»Welchen?«

»Geh in dich. Forsche danach. Ich kenne ihn nicht.«

Im Zentrum des Bösen blieb Metal stehen. Die Kräfte rissen und zerrten an ihm. Aber sie füllten ihn auch aus und er spürte, wie sie die Blockade in ihm brechen wollten.

Silberner Schweiß trat ihm aus den Poren. Er atmete schwer.

Stacheln drangen durch seine Brust. Er konnte sie nicht sehen, nur spüren. Sein Gesicht verzerrte sich. Er stöhnte.

»Mago, hilf mir!« flehte er. »Es… es ist zu stark… Ich halte diese Höllenkräfte nicht aus. Sie bringen mich um…«

»Du wirst leben«, widersprach ihm der Schwarzmagier. »Die Höllenströme werden deine dämonische Kraft freilegen und aktivieren.«

»Nein!« keuchte Metal. »Sie werden mich… um-brin-gen…« Er streckte Mago die Hände entgegen. »Hilf mir! Hilf…«

Doch der Schwarzmagier unternahm nichts. Vielleicht konnte er nicht, vielleicht wollte er aber auch nicht.

In Metals Schläfen entstand ein wildes, lautes Pochen. Immer lauter wurde es, und wahnsinnig schmerzhaft. Der Silberdämon krümmte sich und hechelte wie ein Tier.

»Ich… kann nicht mehr! Ich… halte das nicht aus…«

Mago stand reglos da und beobachtete seinen Verbündeten. Eine wichtige Entscheidung würde jetzt fallen.

Entweder brachten die Höllenkräfte den Silberdämon um oder sie

machten ihn zu einem starken, wertvollen Kampfgefährten.

Metal wankte, faßte sich an die Kehle. Ein silbernes Flirren bedeckte sein zuckendes Gesicht. Er vermochte sich nur noch wenige Augenblicke lang auf den Beinen zu halten, dann klappte er zusammen.

Durch den Boden drangen milchweiße, transparente Schlangen. Dünn und kurz. Höchstens eine Handspanne lang. Sie bohrten sich in den Körper des Silberdämons.

Metal zuckte konvulsivisch.

»Ja«, sagte Mago zufrieden. »Ergreift von ihm Besitz. Auf die Dauer kann ich an meiner Seite keinen Schwächling gebrauchen. Macht ihn stark. Macht ihn wertvoll für mich und gefährlich für Atax und alle seine Verbündeten.«

Die milchweißen Schlangen verschwanden. Metal riß Augen und Mund auf. Ganz kurz waren drei, vier Schlangen zu sehen. Sie ragten aus dem Mund des Silberdämons, zogen sich aber gleich wieder zurück, und dann wurde Metal allmählich still.

Er stöhnte, röchelte nicht mehr, hatte keine Schmerzen mehr. Verwundert schaute er den Schwarzmagier an.

»Es ist vorbei, Mago.«

»Ja, es ist vorbei. Steh auf und sag mir, wie du dich fühlst.«

Metal erhob sich. Er lauschte in sich hinein. Ging es ihm besser? War er stärker geworden? Befanden sich nun Höllenkräfte in ihm?

»Ich fühle mich…« Metal suchte nach dem passenden Wort. »Irgendwie anders.«

»Wie früher?«

»Das nicht. Anders.«

»Stehen dir deine dämonischen Fähigkeiten wieder zur Verfügung?«

Metal unternahm einen Versuch, schüttelte den Kopf. »Nein. Aber die Schicht, die sie bedeckt, ist sehr dünn geworden.«

»Sie wird aufbrechen.«

»Hoffentlich schon bald«, sagte Metal.

»Das liegt an dir. Du mußt immer wieder versuchen, deine Fähigkeiten zu aktivieren. Einmal wird es dir gelingen.«

Sie verließen das Höllensymbol. Metal stieg benommen auf sein Pferd. Er hatte völlig neue, fremde Empfindungen. War er überhaupt noch er selbst?

War mit ihm zwischen diesen Steinen eine Veränderung vorgegangen? Er hoffte das nicht, denn wenn er sich veränderte, entfernte er sich von Arma.

Sie stiegen auf die Pferde und ritten weiter.

Mago sagte, Metal würde jetzt besser aussehen. Kräftiger, furchtloser, aggressiver.

»Ich wußte von Anfang an, daß es richtig war, dich für mich zu

gewinnen«, sagte der Schwarzmagier. »Bald wirst du imstande sein, dich voll für unsere Sache einzusetzen. Der Durchbruch deiner dämonischen Fähigkeiten steht kurz bevor.«

***

»Mein Name ist Cinto«, sagte der Prä-Welt-Ritter. »Man nennt mich den Vernichter.«

Sein Reittier schien das bestätigen zu wollen, indem es dumpf knurrte. Weit riß es dabei sein Maul auf und ich sah schreckliche, kräftige Zähne.

»Ich habe euch gesucht«, sagte Cinto.

Ich musterte ihn erstaunt. »Was willst du von uns?«

»Besondere Neuigkeiten sprechen sich auf Coor schnell herum«, sagte Cinto. »Ich weiß, daß ihr von der Erde kommt. Ich kenne sogar eure Namen. Du bist Tony Ballard. Und der Hüne mit den Silberhaaren wird Mr. Silver genannt.«

»Weißt du auch, was wir vorhaben?« fragte ich den Vernichter. Es berührte mich unangenehm, daß er so gut über uns Bescheid wußte, denn wenn er es wußte, konnten es viele andere auch wissen.

»Ihr wollt Parthos zu seinen Zauberkräften verhelfen. Deshalb seid ihr jetzt auf dem Weg zum Friedhof der Phantome«, sagte Cinto.

»Stimmt. Und aus welchem Grund hast du uns gesucht? Willst du dich uns anschließen? Einen starken Kämpfer können wir immer gebrauchen.«

»Ich werde mich euch nicht anschließen«, stellte Cinto fest. »Ich habe von Mr. Silvers geheimnisvoller Waffe gehört.«

Meine Augen verengten sich.

»Ich will das Höllenschwert haben«, sagte der Vernichter. Er richtete seinen Blick auf Mr. Silver. »Bist du bereit, mit mir um das Schwert zu kämpfen?«

»Nein«, sagte der Ex-Dämon abweisend.

»Es ist eine Waffe, die dem Stärksten gehören muß«, sagte Cinto.

»Der bin ich«, behauptete Mr. Silver.

»Das muß erst herausgefunden werden.«

»Besser, du reitest weiter und versuchst nicht, mir das Höllenschwert streitig zu machen, Cinto«, knurrte Mr. Silver.

»Du wirst mit mir darum kämpfen!«

Ich zog meinen Colt Diamondback. »Schluß jetzt!« sagte ich schneidend. »Mach, daß du fortkommst, Cinto!«

Der Vernichter kannte keinen Revolver, hatte solch eine Waffe noch nie gesehen. Deshalb konnte er sich nicht vorstellen, wie gefährlich so ein Ding war.

Der Diamondback war im Vergleich mit einem Speer oder einem Schwert lächerlich klein. Daß meine Kugeln ihn trotz der Rüstung

durchlöchern konnten, ahnte Cinto nicht im Entferntesten. Er wußte ja nicht einmal, daß ich mit dem Revolver Kugeln verschießen konnte.

Ich brauchte nur den Finger zu krümmen, dann hatte es Cinto, den Vernichter, gegeben!

»Mr. Silver wird mit mir um das Schwert kämpfen!« sagte der Prä-Welt-Ritter beharrlich.

»Du ahnst nicht, was für eine Gefahr du herausforderst«, warnte ihn Mr. Silver.

»Ich bin jeder Gefahr gewachsen«, behauptete Cinto.

»Überlaß ihn mir, Silver«, sagte ich zu meinem Freund. »Du brauchst nicht zu kämpfen.«

»Willst du ihn töten?« fragte der Ex-Dämon.

»Das nicht…«

»Er würde uns folgen und uns vielleicht zu einem Zeitpunkt angreifen, wo es uns sehr ungelegen kommt. Stell dir vor, du bist mitten im Gefecht, und Cinto fällt dir in den Rücken.« Mr. Silver blickte den Vernichter ernst an. »In Ordnung, Cinto. Wir tragen es aus. Aber ich warne dich. Ich habe das Höllenschwert nicht ständig unter Kontrolle. Es könnte sein, daß es dich töten will, ohne daß ich es verhindern kann.«

»Dieses Risiko nehme ich auf mich«, sagte Cinto und rammte neben seinem Reittier die Lanze in den Boden.

Er schloß das Visier. Es glich einem feierlichen Akt. Und dann zog er sein Schwert aus der schwarzen, mit Silber verzierten Scheide.

Ich schob meinen Colt wieder in die Schulterhalfter. Cruv nagte nervös an seiner Unterlippe.

Boram fragte mich leise, ob er sich des Vernichters annehmen solle. Ich schüttelte den Kopf.

»Mr. Silver wird ihm eine Lehre erteilen, die er nicht vergißt«, sagte ich, während der Ex-Dämon das Höllenschwert zog.

»Ich werde dich nicht töten!« rief Cinto durch das Visier. »Ich werde dich nur zwingen, mir deine Waffe zu überlassen.«

»Das schaffst du nie!« erwiderte der Hüne mit den Silberhaaren, und dann begann der Kampf.

Sie trieben ihre Tiere an, ritten aufeinander zu, stachen, schlugen aufeinander ein. Jedesmal, wenn Mr. Silvers Schwert traf, sprühten Funken.

Bereits in der Anfangsphase der Auseinandersetzung war zu erkennen, daß Cinto den Kampf im Blut hatte.

Viele Gefechte mit gefährlich starken Feinden hatten den Vernichter gestählt, und es gab bestimmt nur wenige Gefahren, denen dieser tapfere Prä-Welt-Ritter nicht gewachsen war.

Er führte sein Schwert mit einer Perfektion, wie ich es noch nie erlebt hatte. Mr. Silver erschien es bald angeraten, sich mit magischer

Silberstarre zu schützen.

Als der Vernichter sah, daß der Körper seines Gegners zu Metall wurde, stutzte er einen Augenblick, aber dann drang er sofort wieder auf den Ex-Dämon ein.

Mr. Silver hätte Cinto mit seinem Feuerblick erledigen können, verzichtete aber darauf, denn das Höllenschwert hatte den Vernichter hervorragend unter Kontrolle.

Manchmal reagierte das Schwert schneller als Mr. Silver und parierte einen Hieb oder einen Stich.

Und dann ging die Waffe mit dem starken Eigenleben zum Angriff über. Die Wildheit und die Kraft, mit der das Höllenschwert den Gegner attackierte, ließ Mr. Silver annehmen, daß es Cinto töten wollte.

Der Ex-Dämon hatte große Mühe, das zu verhindern. Ein Treffer mit der Breitseite der Klinge beförderte Cinto vom Reittier.

Der Dickhäuter brüllte zornig auf und stellte sich zum Kampf. Das Höllenschwert streckte das Reittier mit einem einzigen Schlag nieder.

Dabei hatte das Tier noch Glück, nur mit der flachen Seite getroffen worden zu sein. Cinto stürzte zu Boden, überschlug sich, verlor den Helm, sprang auf und hielt sein Schwert mit beiden Händen.

Er hatte langes, aschblondes Haar, das seinen Kopf umwehte.

Mr. Silver verzichtete darauf, ihn vom Pferd aus anzugreifen. Er sprang vom Tier und attackierte den Vernichter.

Cinto kämpfte wahrscheinlich so gut wie nie zuvor, aber es reichte nicht gegen das Höllenschwert.

Der Mann war erstaunlich ausdauernd. Sein Pech war nur, daß das Höllenschwert nicht ermüdete. Die starke Waffe hieb ihm ein paar Dellen in die blanke Rüstung.

Zwei-, dreimal ging Cinto zu Boden. Immer wieder sprang er auf. Immer etwas langsamer als vorher.

Und dann kam der Schwertstreich, der ihn entwaffnete. Mr. Silver hatte gar nicht viel dazu getan. Es passierte fast von selbst. Cinto stürzte und schon saß die Spitze des Höllenschwerts an seiner Kehle.

Das Schwert wollte Cintos Tod.

»Neiiin!« brüllte Mr. Silver und er mußte alle Anstrengungen unternehmen, um zu verhindern, daß seine Waffe den Vernichter tötete.

»Laß es!« keuchte Cinto. Schweißnaß war sein Gesicht. »Es hat das Recht, mir das Leben zu nehmen. Ich habe nicht dich, sondern das Höllenschwert herausgefordert.«

Mr. Silver mußte seine ganze Willenskraft aufbieten, um das Schwert zurückreißen zu können. Die Waffe wollte nicht gehorchen, doch der Ex-Dämon zwang sie, seinen Befehl anzunehmen.

Er trat zwei Schritte zurück. Sein Körper nahm das gewohnte

Aussehen an. Er schob das Höllenschwert in die Lederscheide auf dem Rücken und musterte Cinto.

Was würde nun geschehen? Akzeptierte er seine Niederlage? Oder würde er versuchen, durch irgendeinen gemeinen Trick doch noch zum Erfolg zu kommen?

Der Dickhäuter erhob sich mit unsicheren, noch schwachen Bewegungen. Auch Cinto stand auf. Er holte sich sein Schwert und seinen Helm.

»Was für eine starke Waffe«, sagte der Vernichter beeindruckt. »Ich hätte nicht gedacht, daß sich so viel Kraft in ihr befindet.« Er blickte Mr. Silver in die perlmuttfarbenen Augen. »Ich sagte, das Höllenschwert müsse dem Stärkeren gehören. Ich kenne keinen, der stärker ist als du. Nie wieder werde ich dir diese Waffe streitig machen, Mr. Silver. Es wäre eine große Ehre für mich, wenn ihr mir erlauben würdet, euch zu begleiten. Ich würde mich freuen, wenn ihr in mir einen Freund sehen würdet.«

Der Wechsel vom Gegner zum Freund ging mir ein bißchen zu plötzlich. Durften wir Cinto trauen?

»Wenn ihr denkt, mir nicht vertrauen zu können, werde ich weiterziehen«, sagte der Vernichter.

»Für einen starken, unerschrockenen Mann haben wir Verwendung«, antwortete ich.

»Keiner von euch hat von mir etwas zu befürchten«, schwor Cinto. »Ich meine ehrlich, was ich sage. Das Höllenschwert hat mich geprüft. Wäre ich euer Feind, hätte Mr. Silver seine Waffe nicht daran hindern können, mich zu töten.«

Was er sagte, klang überzeugend.

Ich reichte ihm deshalb als erster die Hand. Damit war ein neues, ungewöhnliches Bündnis besiegelt.

***

Jubilee freute sich über Mr. Silvers Sieg, aber sie konnte ihre Freude nicht zeigen. Sie konnte sich nicht erinnern, jemals krank gewesen zu sein.

Solange sie bei dem Dämon Cantacca gelebt hatte, hatte er sämtliche Krankheiten entweder von ihr ferngehalten oder aus ihrem Körper vertrieben.

Aber diesmal hatte es sie anscheinend erwischt. Bleischwer waren ihre Glieder. Sie fühlte sich unbeschreiblich matt und hatte ein eigenartiges Ziehen unter der Haut.

Manchmal durchliefen sie eiskalte Schauer. Dann war ihr wiederum so heiß, daß sie sich am liebsten das Kleid aus grob gewebtem Stoff vom Körper gerissen hätte.

Sie sprach nicht darüber, und seit sie auf Cinto gestoßen waren, hatte

dieser die Aufmerksamkeit aller auf sich gezogen.

Jubilee war darüber froh. Sie wollte nicht, daß man sich um sie Sorgen machte. Sie biß tapfer die Zähne zusammen und redete sich ganz fest ein, bald wieder gesund zu sein…

***

»Dobbox!« brüllte Frank Esslin noch einmal.

Flovi hatte sich in einen Strahlenpanther verwandelt, in ein körperloses Wesen. Sie bestand nur noch aus gleißendem Licht. War das die Hexenkraft?

Der Strahlenpanther schnellte fauchend hoch. Weit war sein Maul aufgerissen und alle vier Pranken waren dem Söldner der Hölle entgegengestreckt.

»Dobbox!«

Ich bin von Sastra hereingelegt worden, durchfuhr es Frank Esslin. Dieses Wort schien nicht die Kraft zu haben, die Hexe zu vernichten. Man konnte sie damit nur in eine reißende Strahlenbestie verwandeln. Frank Esslin verfluchte den Mord-Magier.

Das strahlende Ungeheuer wich jetzt zurück. Frank Esslin richtete sich auf. Von den Augen des Strahlenpanthers ging eine hypnotische Kraft aus.

Der Söldner der Hölle schluckte. Verdammt, wenn er das hier heil überstand, würde er dafür sorgen, daß Yora den Mord-Magier zur Rechenschaft zog. Die Totenpriesterin würde Sastra die Seele aus dem Leid schneiden. Zum Zombie würde sie ihn machen, diesen falschen, durchtriebenen Kretin.

Der Strahlenpanther duckte sich zum Sprung. Frank Esslin hoffte, mit dem magischen Ring noch eine Chance gegen die leuchtende Bestie zu haben.

Er ballte die Rechte zur Faust und wartete auf den Angriff. Kraftvoll stieß sich das leuchtende Tier ab. Es stieß dabei ein markerschütterndes Gebrüll aus. Der Söldner der Hölle versuchte den Strahlenpanther abzuwehren, doch er berührte das Tier nicht.

Scharfe Krallen trafen ihn. Er schrie entsetzt auf. Ihm war, als würde ihm das Strahlentier die Brust zerfetzen.

Riß ihm die Bestie tatsächlich den Brustkorb auf?

Er sah sie eindringen und gleichzeitig gab es in seinem Kopf eine Explosion, die sein Bewußtsein komplett auslöschte.

Sein letzter Gedanke galt Sastra, der ihn in den Tod geschickt hatte.

***

Xercand flankte vom Pferd des Albino und zog das Tier in Deckung. Er band die Zügel an einen jungen Baum und richtete sich vorsichtig auf.

Dämmerung setzte allmählich ein, aber die Sicht war noch gut genug,

um den Coor-Banditen erkennen zu lassen, daß er sein Ziel erreicht hatte.

Drei Pferde, prächtige, kräftige Rappen. Edle Tiere. Xercand hatte sie sich mit seinen Freunden unter den Nagel gerissen. Ihm kam vor, als wäre das in einem anderen Leben gewesen.

Wo waren seine Komplizen Wakalla und Lobbon? Er brauchte nur die Augen zu schließen, dann sah er sie im Wald der würgenden Lianen hängen.

Bald würden sie nur noch Skelette sein. Ein Glück, daß ihm dieses grauenvolle Schicksal erspart geblieben war.

Pech für Atax, den er endlich gefunden hatte.

Xercand faßte den Entschluß, nicht nur Atax, sondern auch Cuca zu töten, und mit Roxane Arma würde er sich dann so vergnügen, wie er es schon einmal vorgehabt hatte. Und er würde dafür sorgen, daß ihm diesmal nichts dazwischenkam.

Atax war ein Ungeheuer, das hatte Xercand gesehen. Im Moment sah Atax zwar völlig normal aus, doch den Coor-Banditen vermochte er damit nicht mehr zu täuschen.

»Ich weiß über dich bestens Bescheid, Atax!« flüsterte Xercand. »Ich werde dir den Kopf abschneiden, denn nichts anderes verdienst du. Du bist schuld daran, daß ich beinahe draufgegangen wäre. Du hast auch schuld, daß meine Komplizen nicht mehr leben, Warte nur, Atax. Du kriegst von mir, was dir zusteht.«

Er schlich an Büschen und Bäumen vorbei, beschrieb einen Bogen und zog zwei von seinen Messern.

Aus sicherer Entfernung beobachtete er die beiden Mädchen. Cuca und Roxane Arma sprachen kein Wort miteinander. Die beiden schauten sich nicht einmal an.

Xercand nahm an, daß sie sich gestritten hatten. Vielleicht um Atax.

Dieses Problem würde bald gelöst sein!

Xercand beobachtete vor allem Atax. Roxane Arma und Cuca wurden von diesem in den Wald geschickt, um Brennholz zu sammeln. Sie gehorchten, aber sie gingen nicht gemeinsam, blieben nicht zusammen.

Die Kluft zwischen ihnen schien sehr tief zu sein.

Der Coor-Bandit sank in die Hocke und wartete. Cuca kam. Xercand war hinter großen, lappigen Blättern verborgen, deshalb konnte ihn Cuca nicht sehen, obwohl sie ziemlich nahe an ihm vorbeiging.

Er überlegte schon, ob er nicht mit ihr den Anfang machen sollte. Die Gelegenheit wäre günstig gewesen. Mit einem einzigen Satz hätte er sich hinter das Mädchen mit dem silbergrauen Haar bringen können und im selben Augenblick hätten die Messer ihr Ziel gefunden.

Aber vielleicht hätte Cuca noch einen Schrei ausgestoßen und Atax gewarnt.

Atax war dem Coor-Banditen aber wichtiger. Deshalb ließ er Cuca gehen. Um sie würde er sich kümmern, sobald Atax nicht mehr lebte. Und Roxane Arma würde dann soviel Angst vor ihm haben, daß er von ihr verlangen konnte, was er wollte.

Sie würde nicht den Mut aufbringen, zu irgend etwas nein zu sagen.

Er grinste breit. Das war die Vorfreude. Cuca verschwand hinter Bäumen und Xercand kam langsam aus der Versenkung hoch.

Atax hatte es sich bequem gemacht. Mit ausgestreckten Beinen lehnte er an einem Baum und döste vor sich hin.

Xercand überlegte. Wenn es ihm gelang, sich unbemerkt an den Baum heranzuschleichen, an dem Atax lehnte, würde er mit dem verfluchten Kerl leichtes Spiel haben.

Dann brauchte er nur noch eine Messerhand vorzustrecken und durchzuziehen…

Geduckt wechselte Xercand die Position. Bald befand er sich etwa sechs Meter hinter dem betreffenden Baum. Atax konnte er im Moment nicht sehen, aber das war nicht wichtig.

Atax würde in wenigen Augenblicken sein Messer zu spüren kriegen. *Das* war wichtig!

Der Coor-Bandit sorgte dafür, daß keine Blätter über seinen Körper wischten und dabei ein verräterisches Geräusch erzeugten. Er tastete sich gewissenhaft über den Boden, um auf keinen morschen Ast zu treten, der krachend brach.

Er bewegte sich langsam und lautlos und blieb einen Schritt vor dem Baum, an dem Atax ahnungslos lehnte, stehen. Vorsichtig verlagerte er sein Körpergewicht nach rechts, um sich davon zu überzeugen, daß Atax noch da war.

Er sah die Schulter des Kerls, dem er den Tod bringen wollte, und nickte zufrieden. Da er nicht wußte, wie lange die Mädchen wegblieben, ging er sogleich an die Ausführung der Tat.

Er machte den letzten, entscheidenden Schritt und sank hinter dem Baum auf die Knie. Ahnungslose Opfer tötete er am liebsten. Er scheute zwar auch den Kampf nicht, aber wenn sich seine Opfer nicht wehrten, war ihm das lieber.

Da er nur ein Messer benötigte, steckte er das zweite wieder weg. Dann legte er die Linke an den rissigen Baumstamm und beugte sich rechts weit genug vor.

Blitzschnell setzte er Atax das Messer an die Kehle und zog durch…

***

Frank Esslin schlug die Augen auf. Er konnte es nicht fassen, daß er noch lebte. Dieser Strahlenpanther… Das mußte die von dem Zauberwort Dobbox umgewandelte Hexenenergie gewesen sein.

Sie war in ihn gedrungen. Hatte sich in ihn hineingebissen und in

ihm ausgebreitet. Der Söldner der Hölle schüttelte den Kopf. Er hatte sich dagegen wehren wollen.

Er begriff, daß ihn Sastra nicht hereingelegt hatte. Der Mord-Magier hatte ihm das richtige Wort mitgegeben. Deutlich spürte Frank Esslin die starken Hexenkräfte, die ihn wild durchpulsten.

Ein großer Schritt war getan. Er würde nun kein schutzbedürftiger Mensch mehr sein, würde lernen, die Hexenkräfte zu gebrauchen.

Langsam erhob er sich. Es war ihm gelungen, Flovi zu überlisten und zu vernichten. Er brauchte nicht länger in der Höhle der Hexe zu bleiben.

Es drängte ihn, zu seinem Lehrmeister zurückzukehren. Sastra würde staunen, daß er mit Flovi so rasch fertig wurde.

Der Söldner der Hölle betrachtete den magischen Ring, der einst seinem Freund Tony Ballard gehört hatte. Ihm kam vor, als hätten sich auch im Ring Hexenkräfte eingenistet.

War da nicht ein geheimnisvolles Pulsieren in dem schwarzen Stein? Frank Esslin grinste.

»Dobbox«, flüsterte er.

Sofort wurde dieses Pulsieren stärker.

»Dobbox«, sagte er etwas lauter, und der schwarze Stein wurde heller.

Der magische Ring hatte tatsächlich einen Teil der Hexenkraft in sich aufgenommen und verstärkte ihn auf seine mysteriöse Weise. Und er reagierte auf das Zauberwort des Mord-Magiers.

»Dobbox!« Jetzt hatte es der Söldner der Hölle geschrien. Der Schall brach sich an den Höhlenwänden, stürzte sich von überall her auf den Ring und ein wildes, aggressives Knurren war die Antwort.

Der Strahlenpanther!

Er lebte in Frank Esslins magischem Ring weiter…

***

Es war ein Kinderspiel gewesen, Atax zu töten. Xercand erhob sich mit stolzgeschwellter Brust.

Großartig hatte er dieses verfluchte Ungeheuer vernichtet. Das machte ihm so schnell keiner nach. Er grinste zufrieden, trat hinter dem Baum hervor und stieß den leblosen Körper mit dem Fuß an.

Der Leichnam kippte um. Triumph glitzerte in den Augen des Coor-Banditen. Ja, man durfte ihn nicht unterschätzen. Er war gefährlicher, als Atax vermutlich angenommen hatte.

»Das hast du nun davon«, sagte Xercand überheblich. »Da liegst du jetzt und kannst keinen Schnaufer mehr tun.«

Er überlegte, ob er hier auf die Rückkehr der Mädchen warten sollte oder ob es vernünftiger wäre, gleich hinter Cuca herzuschleichen.

Letzteres schien ihm die bessere Lösung zu sein. Bevor er jedoch

ging, um Cuca zu suchen, versteckte er den Toten. Dann verschwand er im Wald.

Wieder bewegte er sich so lautlos wie nur irgend möglich, denn er wollte Cuca ja überraschen. Er hatte keine Lust, ihr erst lange nachzurennen.

Die Dämmerung schritt rasch fort. Deshalb konzentrierte sich der Coor-Bandit mehr auf sein Gehör.

Da! Wenn er sich nicht irrte, war soeben ein vages Geräusch an sein Ohr gedrungen. Er blieb stehen, zog sich hinter einen dicken Baumstamm zurück, wartete.

Augenblicke später sah er Cuca kommen, beladen mit trockenem Holz.

Xercand ließ das Mädchen mit den silbergrauen Haaren an sich vorbeigehen. Seine Miene wurde hart, die Lippen schmal. Er wartete nur noch einen Herzschlag, dann trat er mit einem großen Schritt hinter die Hexe.

Er stach zu, doch die Klinge traf nicht. Der Coor-Bandit konnte das nicht verstehen.

Es gab einen Blitz, dem ein ohrenbetäubender Donnerschlag folgte. Gleichzeitig wurde Xercand von einer unsichtbaren Gewalt wild herumgerissen.

Er brüllte auf.

Er sah Atax' Leichnam, ein Schwert in der Hand. Fassungslosigkeit flackerte in seinen Augen. Er hörte ein grausames Lachen, wandte den Kopf nach links und sah Atax, wie er *wirklich* aussah - mit seinem transparenten Körper, der von violett schillernden Adern durchzogen war, das Gesicht ein spiegelndes Etwas.

»Du Narr!« sagte die Seele des Teufels lachend. »Du dachtest, mich getötet zu haben, dabei hast du nur eine Hülle zerstört. Nun sollst du einen Bruchteil meiner Kraft sehen und spüren!«

Xercand spürte einen dicken Kloß in seinem Hals. Er zog schnell ein zweites Messer.

»Töte ihn!« befahl Atax dem leeren, von ihm gegängelten Leichnam. »Bestrafe ihn!«

Und die Hülle setzte sich in Bewegung, kam langsam auf den Coor-Banditen zu. Xercand erkannte endlich, daß Atax ein Gegner war, dem er niemals gewachsen sein konnte.

Er wandte sich an den Dämon. »Gnade!« winselte er. »Ich wußte nicht, wie stark du bist!«

»Dein Pech!« erwiderte das Ungeheuer mitleidlos.

Xercand wollte zu ihm eilen und sich vor ihm auf die Knie werfen, doch sein Gegner ließ es nicht zu. Er trat ihm in den Weg und stieß das Schwert vor.

Der Coor-Bandit schrie seine Wut heraus und schleuderte ein Messer.

Es wirbelte durch die Luft. Der Mann, hinter dessen Aussehen sich Atax verborgen hatte, unternahm nicht einmal den Versuch, auszuweichen. Das Messer traf sein Herz, doch er brach nicht zusammen.

Xercand schleuderte das zweite Messer. Wieder kein Erfolg.

Blitzschnell bewaffnete sich der Coor-Bandit wieder, obwohl es keinen Sinn hatte.

Die »Hülle« griff ihn an.

Cuca und Roxane Arma verfolgten den Kampf so wie Atax. Xercand war chancenlos. Er wußte es auch, aber es war ihm unmöglich, sich einfach in das unvermeidliche Schicksal zu fügen.

In blinder Verzweiflung kämpfte er gegen den Mann, den er schon einmal getötet hatte, der immer noch lebte und sich kein zweites Mal töten ließ.

Der Mann schlug unerbittlich mit dem Schwert zu.

Xercand versuchte zu fliehen, drehte sich in Gedankenschnelle um und jagte los. Aber er kam nur drei Schritte weit, dann traf ihn das kalte Metall des Schwertes und bereitete seinem Leben ein Ende.

***

Frank Esslin hatte den Eindruck, als könnte der Strahlenpanther aus dem Ring kommen, wenn er das Zauberwort nur laut genug schrie. Aber er versuchte es nicht.

Er wollte zuerst mit Sastra darüber reden.

Die Hexe Flovi war Frank Esslins erster großer Prüfstein gewesen. Er war daran nicht zerbrochen. Es hatte sich gelohnt, dieses Risiko einzugehen. Mit Hilfe der Hexenkraft würde sich seine Ausbildung zum Mord-Magier erheblich beschleunigen lassen.

Der Söldner der Hölle wollte nur so lange auf Coor bleiben, wie es unbedingt nötig war. Er wollte von Yora große Aufgaben übertragen bekommen, um ihr beweisen zu können, wie stark er geworden war.

Und über kurz oder lang würde er über Yora stehen!

Frank Esslin verließ die Hexenhöhle. Er hatte sich den Weg zu Sastras Haus eingeprägt, ging ihn sehr aufmerksam, um von keiner Gefahr überrascht zu werden.

Ihm kam es vor, als würde er alles deutlicher wahrnehmen, tiefer empfinden. Und er fühlte sich ungemein sicher, seit er Flovis Kraft in sich hatte, aber er gab sich keiner Täuschung hin.

So wie es ihm gelungen war, Flovi auszutricksen, konnte es jederzeit ihm selbst widerfahren. Wenn er Glück hatte, war er dann nur die Hexenkräfte los. Wenn er Pech hatte, verlor er auch gleich sein Leben.

Er nahm sich vor, Sastra nach einer Möglichkeit zu fragen, die Hexenkräfte besser zu verankern. Vielleicht wußte der Mord-Magier, wie man dafür sorgen konnte, daß er und die fremden Kräfte eine

untrennbare Einheit eingingen.

Wenn es so eine Möglichkeit gab, würde sie ihm Sastra nennen müssen. Er konnte den Mord-Magier jederzeit mit Yora unter Druck setzen.

Das Blockhaus des Lehrmeisters kam in Sicht.

Der Söldner der Hölle war einen Moment unachtsam. Da schoß von rechts der Kopf einer Riesenschlange heran. Ihr Maul war weit aufgerissen. Sie biß sofort zu. Gleichzeitig ließ sie sich auf Frank Esslin fallen.

Ihr schwerer Körper riß ihn nieder und schon schlang sie sich um seinen Leib. Sie wollte ihn erdrücken.

In dieser gefährlichen Situation fielen ihm zwei Dinge ein: das Zauberwort und der magische Ring!

»Dobbox!« stöhnte er.

Gleichzeitig berührte er den Körper der Schlange mit dem Ring. Strahlende Kräfte wurden frei, rasten in das riesige Reptil und töteten es augenblicklich.

Schwer keuchend erhob sich Frank Esslin. Der Ring, die Hexenkraft und das Zauberwort hatten sich zum ersten Mal bewährt.

Er merkte, daß er sich viel schneller als sonst von dem Erlebnis erholte.

Der Söldner der Hölle setzte seinen Weg fort und erreichte kurz darauf das Haus des Mord-Magiers. Einen Moment glaubte er, Sastra wäre nicht da, aber dann erblickte er den Lehrmeister. Der dicke Mann hockte in einer Ecke und starrte grimmig vor sich hin.

Sastra gefiel dem Söldner der Hölle nicht. Der Mord-Magier wirkte verändert, schwach, apathisch, ausgelaugt.

Das konnte Frank Esslin nicht gebrauchen. Mit so einem Lehrmeister war ihm nicht gedient.

Er eilte zu ihm. »Sastra, was ist mit dir? Geht es dir nicht gut? Bist du krank? In so einem Fall müßtest du dir doch helfen können.«

Der in schwarzes Leder gekleidete Mord-Magier hob den Kopf. »Sei froh, daß du nicht hier warst.«

»Was ist passiert?« fragte der Söldner der Hölle hastig.

»Erzähle mir erst, wie es dir bei Flovi ergangen ist.«

Frank Esslin warf sich in die Brust. »Die Hexe ist tot. Ihre Kräfte befinden sich in mir.« Er erzählte genau, was sich ereignet hatte. »Du hättest mich vor dem Strahlenpanther warnen sollen«, sagte Frank Esslin danach vorwurfsvoll. »Ich dachte, das Tier wurde mich töten.«

»Die freiwerdenden Hexenkräfte zeigen sich nicht immer auf die gleiche Weise«, sagte der Mord-Magier. »Manchmal gehen sie auf einen über, ohne daß man es gleich merkt. Der Strahlenpanther beweist, daß Flovis Kräfte besonders stark sind.«

Frank Esslin hob dem Mord-Magier die rechte Hand entgegen. »Die

Kräfte befinden sich auch in meinem Ring«, sagte er.

Sastra sah das schwarze Pulsieren und nickte. »Du wurdest reich beschenkt. Flovis Kraft hat deinen Ring zu einer gefährlichen Waffe gemacht. Du wirst lernen müssen, diese Waffe richtig einzusetzen.«

»Paß auf«, sagte Frank Esslin. Dann sprach er das Zauberwort. Sofort reagierte der Ring.

Sastra nickte. »Wenn du die Kraft, die sich in dir befindet, auf jene Kraft im Ring konzentrierst und dieses Wort rufst, müßte der Strahlenpanther zum Vorschein kommen.«

»Kann ich ihn dann auch nach meinem Willen einsetzen?« fragte der Söldner der Hölle begeistert.

»Du kannst ihn lenken, ihm Befehle erteilen; er wird dir gehorchen, weil er ein Teil deiner Kraft ist.«

Frank Esslin grinste breit. »Großartig. Und nun erzähle, was es während meiner Abwesenheit hier gegeben hat.«

»Besuch war hier«, knurrte der Mord-Magier. »Ich muß endlich darangehen, die magischen Fallen, die Yora zerstört hat, zu erneuern, damit nicht jedermann an mich herankann.«

Sastra blickte zur Tür, als befürchtete er, daß wieder jemand ohne sein Einverständnis hereinkommen würde.

»Sie lauerten mir in meinem eigenen Haus auf«, knirschte der Mord-Magier. »Nichtsahnend trat ich ein. Da fiel dieser verfluchte Kerl über mich her… Habe ich dir von Parthos, dem Zauberer, erzählt?«

»Nein«, sagte Frank Esslin.

»Wir gerieten vor langer Zeit aneinander, und ich schwor ihm grausame Rache«, sagte Sastra. »Aber ich überstürzte nichts, ließ mir Zeit, überlegte gründlich und als Parthos nicht mehr an meine Rache dachte, schlug ich zu. Ich wußte, daß ich ihn am schmerzhaftesten treffen konnte, wenn ich den Schlag nicht gegen ihn, sondern gegen seinen Sohn Bilco führte. Er hatte seinen Sohn, an dem er sehr hing, mit einem Schutzzauber versehen, doch ich fand eine Möglichkeit, diesen zu umgehen - zumindest teilweise. Ich tötete Bilco, vermochte ihn aber nicht ganz zu vernichten. Der Schutzzauber sorgte dafür, daß Bilcos Leichnam schrumpfte und kristallisierte. Ich trennte Körper, Kopf und Herz voneinander und versteckte sie an verschiedenen Orten. Wenn Parthos sie zusammenfügt, wird sein Sohn wieder leben.«

»Warum hat Parthos nicht versucht, dich für diese Tat zur Verantwortung zu ziehen?« fragte Frank Esslin.

Der Mord-Magier senkte den Blick. »Dazu war er nicht imstande. Als man ihm die Nachricht vom Tod seines Sohnes übermittelte, brach vor Schmerz sein Herz, und er verlor seine Zauberkraft.«

»Wenn sein Sohn wieder lebt… Bekommt er seine Zauberkraft dann wieder?«

»Ja. Und dann wird er versuchen, mich zu töten«, sagte Sastra.

»Warum hast du ihn nicht erledigt, als er schwach war?«

»Ich wollte, daß er am Leben bleibt und leidet. Solange die Körperteile versteckt waren, konnte ja nichts passieren. Fujey, der Tyrann, warf Parthos in seinen Kerker. Dort schmachtete der Zauberer und er wäre langsam gestorben, wenn man ihn nicht befreit hätte.«

»Und diese Befreier kamen mit Parthos hierher, um von dir die Verstecke zu erfahren«, sagte der Söldner der Hölle.

»So ist es«, bestätigte Sastra.

»Du hast sie ihnen genannt?«

»Ich hatte keine andere Wahl.«

»Alle drei?« fragte Frank Esslin verständnislos. »Ich dachte, du bist stark und schlau.«

»Mit Stärke und Schlauheit richtest du nichts aus gegen eine Waffe, die auf dem Amboß des Grauens geschmiedet wurde«, erwiderte der Mord-Magier. »Ich beherrsche die schwarze Magie wie kein zweiter auf Coor. Ich kann Dinge tun, wozu andere Mord-Magier niemals fähig sein werden, aber mir sind Grenzen gesetzt. Yora zum Beispiel ist stärker als ich. Und dieses Höllenschwert ist es auch.«

Durch Frank Esslins Körper ging ein Ruck. Er starrte den Mord-Magier entgeistert an.

»Wie war das? Sag das noch mal, Sastra. Wie hast du die Waffe genannt?«

»Höllenschwert.«

Es funkelte leidenschaftlich in Esslins Augen. »Der Mann, dem es gehört, ist ein Hüne mit Silberhaaren. Ein Ex-Dämon namens Mr. Silver. Und mit Sicherheit war sein Freund Tony Ballard bei ihm.«

Sastra nickte und zählte auf, wer sonst noch in seiner Hütte gewesen war.

Frank Esslins Augen wurden schmal. »Tony Ballard, Mr. Silver und die ganze Bande befindet sich auf Coor. Das trifft sich großartig.«

Sastra blickte den Söldner der Hölle ernst an. »Was hast du vor?«

»Ich werde eine Rechnung begleichen.«

»Das solltest du lieber nicht tun«, sagte der Mord-Magier. »Yora würde das nicht gern sehen…«

Frank Esslin warf den Kopf in den Nacken und stieß ein hartes Lachen aus.

»Yora! Wo ist Yora - und wo bin ich? Ich muß meine Entscheidungen allein treffen, wenn sie nicht hier ist.«

»Sie hat mir aufgetragen, dich zum Mord-Magier auszubilden. Du bist noch nicht soweit. Ich kann dich noch nicht gehen lassen.«

Frank Esslin schob trotzig das Kinn vor. »Ich habe nicht die Absicht, dich um Erlaubnis zu fragen.«

»Yora wird mich zur Rechenschaft ziehen.«

»Das ist deine Sache«, sagte Frank Esslin. Nichts würde ihn

zurückhalten können. Er wollte von Sastra Genaueres hören. Wann Tony Ballard und seine Freunde hiergewesen waren, wohin sie sich begeben hatten. Er wollte die drei Verstecke wissen.

»Den Kristallkörper haben sie sich bereits geholt«, sagte der Mord-Magier wütend. »Sie nahmen ihn dem Hüter des Bösen ab. Und nun sind sie zum Friedhof der Phantome unterwegs…«

»Begleitest du mich dorthin?«

»Nein«, antwortete Sastra. »Ich möchte nicht noch einmal mit dem Höllenschwert in Berührung kommen.«

Frank Esslin grinste. »He, der große Sastra entpuppt sich doch nicht etwa als Feigling?«

Der Mord-Magier starrte ihn haßerfüllt an. »Sage so etwas nicht noch einmal zu mir, sonst vergesse ich, daß du unter Yoras Schutz stehst. Du glaubst, du bist jetzt stark, weil sich Flovis Kräfte in dir befinden. Aber einer Waffe wie dem Höllenschwert wirst du niemals gewachsen sein.«

»Abwarten. Vielleicht bin ich's eines Tages doch.«

Hinter Frank Esslin ging die Tür auf. Der Söldner der Hölle fuhr herum und ging in Abwehrstellung. Er hätte den magischen Ring eingesetzt, wenn er angegriffen worden wäre.

Ein Mann trat ein. Dunkler Teint, schwarzes Gewand, kahler Schädel, wulstige Lippen. Eine Goldkette mit schwarzen Symbolen hing um seinen Hals.

Frank Esslin hatte keine Ahnung, wen er vor sich hatte, aber Sastra wußte es. Das war der schwarze Magier Doror. Wo er sich aufhielt, war auch der Tyrann Fujex in der Nähe.

Und da betrat dieser auch schon die einfache Hütte des Mord-Magiers. Groß wie ein Riese, in ein dunkles Bärenfell gehüllt, mit finsterem Blick und struppigem Bart.

»Sei friedlich, Frank Esslin«, sagte Sastra und erhob sich. »Sei gegrüßt in meinem bescheidenen Heim, großer Fujex.« Er verneigte sich.

Der Tyrann wies auf Frank Esslin. »Was sucht er bei dir?«

»Er ist ein Schüler. Sehr eifrig, sehr wißbegierig. Aber noch ein Hitzkopf. Ich muß ihm erst beibringen, seine Gefühle besser unter Kontrolle zu halten.«

Der Mord-Magier fragte, was Fujex zu ihm führe.

»Man hat Parthos befreit«, knurrte Fujex.

»Das weiß ich.«

»Und ein Mann namens Tony Ballard hat Zerberus, den Satanshund, vernichtet!«

Sastra nickte. »Er und seine verfluchten Komplizen waren hier.«

»Ich rechnete damit, daß sie zu dir kommen würden. Parthos will seinen Sohn wiederhaben. Und ich will Parthos. Aber nicht nur ihn. Ich will auch die anderen, die es gewagt haben, den Zauberer aus

meinem Kerker zu holen.«
»Das kann ich mir denken«, sagte Sastra.
»Wo sind sie?« wollte Fujex wissen.
»Unterwegs zum Friedhof der Phantome.«
»Du hast ihnen die Verstecke genannt?«
»Ich mußte. Sie haben mich gefoltert.«
Fujex fragte nach Tony Ballards Vorsprung. Er hörte, wann dieser die Hütte des Mord-Magiers verlassen hatte, und Sastra warnte ihn und Doror vor dem Höllenschwert.
»Ich werde ihm dieses Spielzeug wegnehmen«, tönte Fujex.
»Es ist eine äußerst gefährliche Waffe. Stark vor allem durch ihr Eigenleben«, sagte Sastra.
»Ich werde die Kraft des Höllenschwerts brechen«, prophezeite Doror, und da der Magier noch nie versagt hatte, traute ihm Fujex das zu.
Nur der Mord-Magier zweifelte an Dorors Worten, aber das behielt er für sich. Er war im Moment zu geschwächt, um sich auf eine Auseinandersetzung einlassen zu können. Vielleicht hätte er im Moment sogar gegen Frank Esslin und dessen magischen Ring den kürzeren gezogen.
»Zum Friedhof der Phantome also«, sagte Fujex. Er musterte Sastra. »Reitest du mit uns?«
»Ich komme mit euch«, sagte Frank Esslin.
Fujex musterte ihn mit zusammengezogenen Augenbrauen. Einen Moment sah es aus, als würde der Tyrann ihn ablehnen, aber dann hellten sich seine Züge auf.
»Warum nicht? Der Schüler eines Mord-Magiers kann bestimmt einiges für mich tun. Wir haben ein Pferd für dich und Waffen«, sagte Fujex.
Sastra wiegte bedenklich den Kopf, »Ich würde an deiner Stelle hierbleiben, Frank Esslin.«
»Ich werde mit Fujex reiten«, erwiderte der Söldner der Hölle entschieden.
»Und was sage ich Yora, wenn sie kommt?«
Frank Esslin grinste. »Es wird dir schon irgend etwas einfallen.«

***

Cinto kannte einen kürzeren Weg zum Friedhof der Phantome, aber er sagte, es wäre nicht ratsam, die Nacht durchzureiten. Es wäre besser, einen geschützten Lagerplatz zu suchen und den Weg erst anderntags fortzusetzen.
Als er die Rüstung abgelegt hatte, stand ein großer, kräftiger Mann vor mir. Trotz seines schmalen, asketischen Gesichts gutaussehend. Ein Mann, der viele Kämpfe hinter sich hatte - und viele Siege.

Er sagte mir, daß er das Höllenschwert gern für sich gehabt hätte, um gegen die vielen Gefahren auf Coor besser bestehen zu können. Er hätte es nie eingesetzt, um damit niedrige Motive durchzusetzen. Doch nun wußte er, daß es bei Mr. Silver in den richtigen Händen war.

Ich wies auf sein Reittier. »Ist es eigentlich harmlos? Oder wird es unsere Köpfe fressen, wenn wir schlafen?«

»Ihr habt nichts zu befürchten«, sagte der Prä-Welt-Ritter. »Er sieht, daß wir Freunde sind, also wird auch er euch mit Freundschaft begegnen.«

»Das bedeutet, ich könnte ihn gefahrlos streicheln.«

Cinto nickte. »Du kannst es getrost tun. Er wird es genießen.«

»Hat diese Gattung einen Namen?« wollte ich wissen.

»Es ist ein Shanggin. Ein bißchen Drache, ein bißchen Chamäleon, ein bißchen Elefant… Die Shanggins sind äußerst kluge Tiere. Sie verstehen sehr viel. Und wenn sie zu einem Mann einmal Zutrauen gefaßt haben, lassen sie sich für ihn in Stücke reißen. Leider sind sie im Aussterben. Es gibt nur noch wenige auf Coor.«

Ich näherte mich dem Shanggin zögernd. Er blinzelte mich mit seinen gelb leuchtenden Augen träge an. Als ich es wagte, meine Hand auf seinen Kopf zu legen, öffnete sich sein Maul.

Ich zuckte zurück, doch Cinto sagte, ich brauche keine Angst zu haben. Und tatsächlich hatte der Shanggin sein Maul nur geöffnet, um so etwas wie ein Schnurren hören zu lassen, und als ich ihm die Hand wieder entgegenstreckte, leckte er mit seiner rauhen Zunge darüber. Von diesem Moment an hatten wir Freundschaft geschlossen.

Er streckte die Vorderbeine nach mir aus und berührte mich - aber sehr sanft. Soviel Gefühl hätte ich dem Shanggin gar nicht zugetraut.

Ich tätschelte seinen dicken Hals. »Wenn es möglich wäre, würde ich dich direkt mit auf die Erde nehmen.«

»Er könnte dort nicht existieren«, sagte Cinto. »Er würde in kurzer Zeit eingehen. Es fällt ihm schon schwer, das Leben auf Coor zu meistern.«

Wir teilten die Wachen ein. Dann unterhielt ich mich kurz mit Parthos. Er hielt den kristallisierten Körper seines Sohnes in den Händen.

»Bald wird Bilco wieder leben«, sagte ich.

Der Zauberer nickte. »Ich habe großes Vertrauen zu dir und deinen Freunden. Es war mein Glück, daß ihr meine Hilfe braucht. Wir wären uns sonst nie begegnet, und ich hätte in Fujex' Kerker nicht mehr lange durchgehalten.«

»Ja, du warst ziemlich fertig. Um so mehr freut es mich, zu sehen, daß es dir wieder gutgeht. Du bekommst deine Zauberkräfte wieder, Parthos.«

Der Zauberer blickte finster an mir vorbei. »Ich werde Sastra

vernichten und Fujex und Doror bestrafen.«

Ich grinste. »Alles, was du willst. Aber zuvor hilfst du Mr. Silvers Freundin Roxane.«

»Das versteht sich von selbst.«

Ich begab mich zu Jubilee. Sie lag zusammengerollt unter einer Decke.

»Na, Prä-Welt-Floh. Alles in Ordnung?« fragte ich.

»Es geht, Tony.«

»Man hört kaum noch etwas von dir. Wenn ich denke, wie quirlig du warst, als wir auf dich stießen.«

»Ich fühle mich nicht so gut.«

»Das habe ich befürchtet. Kann ich irgend etwas für dich tun? Hier auf Coor wachsen doch so viele Heilkräuter. Brauchst du eines davon? Sag mir, welches, und ich verschaffe es dir, selbst wenn wir die ganze Nacht danach suchen müssen.«

Jubilee lächelte. »Das ist sehr nett von dir, Tony, aber nicht nötig. Morgen geht es mir bestimmt schon wieder besser.«

»Wir wollen es hoffen. Sollte es nicht so sein, laß es mich wissen.«

Sie nickte und schloß die Augen. Dieses Mädchen hatte es mir angetan. Noch nie hatte ich mich bei einem weiblichen Wesen als Beschützer so großartig gefühlt wie bei ihr.

Vicky Bonney würde von Jubilee begeistert sein, das wußte ich heute schon.

Um Cruv und Tuvvana kümmerte ich mich deshalb nicht, weil ich nicht stören wollte. Eng umschlungen lagen die beiden auf dem Boden, und die Welt um sie herum versank in Unwichtigkeit.

Ich hockte mich neben Mr. Silver. »An was denkst du?« fragte ich.

»Ich denke an Roxane«, sagte der Ex-Dämon ernst.

»Du siehst, wie glücklich Cruv mit seiner Tuvvana ist, und hast Sehnsucht nach deiner Freundin«, sagte ich.

Jetzt grinste der Hüne. »So etwas steckt eben an.«

»Bin neugierig, ob sie dich überhaupt noch erkennt, wenn wir sie wiedersehen Und ob sie noch etwas von dir wissen will.«

Der Ex-Dämon preßte die Kiefer zusammen und quetschte zwischen den Zähnen hervor: »Wenn es Atax gelingt, aus Roxane Arma zu machen, ruhe ich nicht, bis er tot ist.«

»Diesen Vorsatz kannst du auch dann beibehalten, wenn er es nicht schafft. Wenn es Atax nicht mehr gibt, haben wir ein großes Problem weniger am Hals.«

»Früher oder später wird er dran glauben. Wir haben auch Rufus erwischt.«

Wir schwiegen eine Weile. Ich dachte an die Zukunft und fragte mich, was sie noch alles für uns bereithalten mochte. Würden wir noch vollzählig sein, wenn dieses Coor-Abenteuer hinter uns lag?

Niemand von uns hatte einen Garantieschein in der Tasche, daß er dieses Abenteuer heil überstehen würde. Es konnte jeden von uns treffen.

Der eine war mehr gefährdet, der andere weniger. Boram und Mr. Silver hatten die besten Aussichten, durchzukommen. Auch für Cinto standen die Chancen meines Erachtens nicht schlecht.

Über meine eigenen Chancen wollte ich nicht nachdenken, denn es bestand die Gefahr, daß ich mich dabei entweder unter- oder überbewertete.

Unsere Schwachstellen hießen zur Zeit Jubilee, Parthos und Tuvvana. Und vielleicht auch Cruv, weil der Kleine sich um nichts anderes als um seine Freundin kümmerte.

Mr. Silver hatte das Höllenschwert abgenommen. Es lag neben ihm. Was für eine große, starke Waffe. Es wunderte mich nicht, daß jedermann, der davon hörte, sie haben wollte.

Sie hätte Cinto hier auf Coor bestimmt wertvolle Dienste geleistet. Aber er wäre genau wie ich nicht imstande gewesen, sie sich Untertan zu machen.

Der Prä-Welt-Ritter kam zu uns und fragte, ob er sich setzen dürfe. Wir hatten nichts dagegen. Er kam auf das Höllenschwert zu sprechen.

»Es ranken sich bestimmt viele Sagen und Legenden um diese Waffe«, sagte er.

»Ich kenne nur wenige«, sagte Mr. Silver.

»Im Grunde genommen interessieren sie mich nicht. Ich wüßte nur eines gern: Wie das Schwert heißt.«

»Es wurde für Loxagon, einen großen, ehrgeizigen, kriegerischen Dämon geschmiedet«, sagte ich.

»Auf dem Amboß des Grauens«, sagte Mr. Silver. »Direkt im Höllenfeuer. Loxagon dachte, sich damit alle Welten unterwerfen zu können. Er war größenwahnsinnig, wollte sich sogar auf den Höllenthron setzen. Er beging den Fehler, sich zu viele Feinde zu schaffen. Als sie sich alle gegen ihn verbündeten, war er ihnen nicht gewachsen. Sie töteten ihn. Niemand weiß, wo sein Grab liegt. Keiner spricht von ihm. Man tut so, als hätte er nie gelebt. Aber sein Grab existiert, und es ist erfüllt mit Magie. Wenn ich es finden würde, könnte ich die Klinge hineinstoßen. Dann würde sich mir der Name des Höllenschwertes offenbaren. Aber die Suche ist schwierig.«

»Wir haben zu Hause drei goldene Ornamentdrittel«, sagte ich. »Es heißt, daß sie einem die Stelle zeigen, wo sich das Grab befindet. Man muß die Drittel nur auf eine bestimmte Karte legen. Doch niemand weiß, wo diese Karte ist. Deshalb sind die Ornamentdrittel im Augenblick wertlos für uns.«

»Die Karte…« Cinto nickte. »Ich habe von einer solchen Karte schon gehört.«

Ich schaute ihn groß an. Mein Puls schlug sofort schneller. Natürlich konnte er eine Geschichte erfahren haben, die von vorn bis hinten erfunden war.

Sie konnte aber auch - wenigstens teilweise - wahr sein.

»Erzähle!« verlangte ich von Cinto.

»Sie soll sich in einem Land des Eises befinden«, sagte der Vernichter. »Bewacht von Kristallwölfen…«

»Auf Coor?« wollte ich wissen.

»Auf der Zwillingswelt von Coor«, sagte der Prä-Welt-Ritter.

Ich wechselte mit Mr. Silver einen raschen Blick. »Das wäre ja die Erde«, sagte ich hastig.

»Ja«, sagte Cinto. »Dort soll sich der Plan befinden.«

»In einem Land des Eises«, brummte Mr. Silver. »Hast du es nicht ein bißchen genauer?«

Der Prä-Welt-Ritter zuckte mit den Schultern. »Tut mir leid. Das ist alles, was ich weiß.«

Ich grinste nervös. »Na hör mal, Silver, das ist doch schon eine ganze Menge. Jetzt brauchen wir nur noch die Gebiete um den Nord- und Südpol abzuklappern. Ein bißchen Feuerland. Ein bißchen Grönland…«

Der Ex-Dämon bleckte die Zähne. »Unser Leben wird reich an Pinguinen sein.«

»Und vielleicht auch schon bald reich an Kristallwölfen«, sagte ich.

Cinto hatte uns einen guten Tip gegeben. Jetzt lag es an uns, etwas daraus zu machen.

Mir kam vor, als hätten wir uns Loxagons Grab in diesem Moment wieder ein kleines Stückchen genähert. Wenn wir erst mal den Plan hatten, würden wir auch das Grab des einstigen Superdämons finden. Und kurz danach würde der Name des Höllenschwerts kein Geheimnis mehr für uns sein.

***

Wir verbrachten eine ruhige Nacht. Bei Tagesanbruch zogen wir weiter, und ich hörte mir an, was Cinto über den Friedhof der Phantome wußte.

Es war nicht viel. Eigentlich erzählte er mir nichts Neues.

Jubilee riß sich an diesem Morgen zusammen, das merkte ich. Der Prä-Welt-Floh versuchte sogar ein wenig zu scherzen. Aber das junge Mädchen vermochte mich nicht zu täuschen. So toll, wie sie vorgab, ging es ihr in Wirklichkeit nicht.

Was mochte sie nur haben?

Cruv und Tuvvana waren wieder - ganz klar - ein Herz und eine Seele. Die beiden wären wahrscheinlich am liebsten auf einem Pferd geritten, um enger beisammen zu sein.

Ständig tauschten sie verliebte Blicke. Es war eine Freude, ihnen dabei zuzusehen.

Parthos fühlte sich sichtlich wohl, und der Shanggin des Prä-Welt-Ritters knurrte mich freundlich an, als ich zu Cinto aufschloß.

Alles in allem eine nahezu heile Welt, hätte man meinen können. Aber wir hätten uns nicht auf Coor befunden, wenn das so geblieben wäre.

Das nächste Unheil würde so sicher kommen wie das Amen in der Kirche, damit mußten wir rechnen.

Diesmal kündigte es sich an, und zwar auf eine merkwürdige, beeindruckende Weise.

Cinto hielt sein Reittier an. Sein Visier war offen, und ich sah seinen besorgten Blick, der in die Ferne gerichtet war.

»Darf man erfahren, was dir mißfällt?« erkundigte ich mich.

Er machte mich auf einen blutroten Streifen am Horizont aufmerksam. Dort schien Coor zu kochen, zu brodeln, zu glühen.

»Was ist das? Was hat dieses rote Leuchten zu bedeuten?« wollte ich wissen.

»Da kommt ein Sturm auf uns zu«, sagte Cinto grimmig. »Der Geistersturm.«

»Wodurch unterscheidet er sich von anderen Stürmen?«

»Dadurch, daß sich in ihm Höllengeister befinden. Sie versuchen alles zu vernichten, was sie erreichen können.«

»Können wir ausweichen?«

»Jetzt nicht mehr. Mit Sicherheit haben uns die Höllengeister schon entdeckt. Der Sturm wird sehr schnell hier sein.«

»Bist du schon mal in so einen Geistersturm geraten?«

»Nein. Noch nie.«

»Dann hast du also keine Erfahrung damit, weißt nicht, wie man dieser Gefahr begegnet.«

»Wichtig erscheint mir, daß wir zusammenbleiben, uns von den Höllengeistern nicht auseinanderreißen lassen. Einer muß auf den andern aufpassen. Nur wenn wir wie Pech und Schwefel zusammenhalten, haben wir eine Chance, den Geistersturm zu überleben.«

Ärgerlich blickte ich in die Ferne. Es war ein verdammter Hürdenlauf, und ich konnte nur hoffen, daß auch Atax, Cuca und Roxane ihre Schwierigkeiten hatten, denn wenn sie den Todessee viel früher als wir erreichten, konnten wir für die weiße Hexe nichts mehr tun.

Parthos konnte ihr nur helfen, wenn sie wenigstens noch ihren Körper besaß. Wenn der sich im Todessee zu Armas Körper verwandelte, war Roxane für immer verloren.

Und wir hatten all diese Strapazen umsonst auf uns genommen.

Wir befanden uns in einer weiten Ebene. Cinto richtete sich auf seinem Reittier auf und blickte sich um. Er entdeckte eine kleine Mulde, in der wir alle Platz hatten, und führte uns dorthin.

»Hier warten wir auf den Geistersturm«, entschied er.

Wieder richtete ich meinen Blick in die Ferne. Das Rot kam mit ungeheurer Geschwindigkeit näher.

Mir schien, als wäre dort vorn Coor aufgebrochen, und glühende Lava würde zum Himmel emporgeschleudert. Unsere Tiere waren sehr unruhig. Auch der Shanggin, an und für sich ein sehr mutiges Tier; aber vor dieser Gefahr hatte er auch Angst.

Wir banden den Pferden die Vorderbeine zusammen, damit sie nicht in heller Panik die Flucht ergriffen, wenn der Geistersturm über uns hinwegbrauste.

Wir brauchten kaum etwas dringender als sie. Cinto sagte etwas zu dem Shanggin. Der dickhäutige Koloß streckte sich daraufhin auf dem Boden aus, und ich war sicher, daß er sich erst wieder erheben würde, wenn es ihm Cinto erlaubte.

»Gefällt mir nicht«, sagte Mr. Silver mit zusammengezogenen Augenbrauen. Eine tiefe Unmutsfalte kerbte sich in seine Stirn. »Gefällt mir ganz und gar nicht, was da auf uns zukommt, Tony.«

»Danach fragt keiner«, erwiderte ich. »Wir müssen versuchen, für uns das Beste aus dieser Situation herauszuholen.«

»Das ist wahrscheinlich leichter gesagt als getan. Sieh dir dieses dunkle Rot an. Es scheint, als würde der Himmel bluten.«

»Kannst du die Klingen unserer Schwerter nicht magisch schärfen?«

»Das würde mich einiges von meiner Substanz kosten, und lange würde die Magie nicht in den Waffen bleiben«, sagte der Ex-Dämon zunächst, aber dann gab er zu, daß meine Idee gut war, und er nahm sich ein Schwert nach dem anderen vor.

Seine Hände, zu Silber erstarrt, schlossen sich um die Klingen der Waffen, wanderten diese entlang, zur Spitze vor. Wenn er die Hände fortnahm, war mir immer, als würden die Klingen starker in der Sonne blinken.

Der Ex-Dämon nahm sich auch die Lanze des Prä-Welt-Ritters und dessen Dolch vor. Solcherart gewappnet warteten wir auf den verfluchten Geistersturm.

Das Rot schob sich rasch über Himmel und Boden. Die Sonne verschwand dahinter. Ein merkwürdiges Licht fiel auf uns.

Der Widerschein der Hölle! dachte ich unwillkürlich.

Ich blickte mich um und sah lauter gespannte Gesichter. Alle waren bewaffnet. Auch Parthos und Tuvvana. Jubilee preßte die Lippen fest zusammen.

Ihre Augen waren nicht mehr braun gesprenkelt, sondern glutrot. Das, was sich uns näherte, spiegelte sich darin.

Cinto schloß das eigenwillige Visier seines Helms. Sein Kopf sah jetzt wieder wie der eines Käfers aus. Er hielt sein schlankes Schwert in der Rechten, den Dolch in der Linken, und seine Lanze steckte neben ihm im Boden.

Auch ich hielt ein Schwert in der Rechten. In der Linken befand sich mein Colt Diamondback, mit dem ich einige Höllengeister abschießen wollte.

Niemand von uns sprach ein Wort. Gespannt und gebannt schauten wir alle dem roten Unheil entgegen. Unsere Pferde wären gern davongelaufen, doch mit den zusammengebundenen Beinen konnten sie nicht sehr weit hoppeln.

Die Tiere schnaubten nervös und stampften mit den Hufen. Der Shanggin verhielt sich ruhig. Er war kein schönes, aber ein ungemein gehorsames und treues Tier. Ich beneidete Cinto um diesen dickhäutigen Freund.

In dem näherkommenden Rot war wilde Bewegung. Es ging darin drunter und drüber. Da gab es Wolkenwirbel und riesige Fratzen, die zumeist nur für einen Sekundenbruchteil zu sehen waren.

Wir vernahmen ein Heulen und Brausen. Die Steppe vor uns wurde von diesen roten Kräften aufgewühlt. Dicker Staub wurde hochgewirbelt und rot gefärbt.

Jetzt kam ein Dröhnen hinzu, und der Boden fing an zu beben. Vor uns wuchs eine rote Wand hoch. Zehn Meter, zwanzig, dreißig. Wie eine Springflut kam sie herangerast, schwappte oben vor, hing über, stürzte auf uns herab, und dann waren wir mittendrin in diesem roten Inferno.

Unbeschreiblicher Lärm brauste auf. Der Geistersturm bestand im Moment nur aus roter, turbulenter Luft. Aber er brachte gefährliche Wesen mit.

Sie kreischten, brüllten und heulten. Wir konnten sie noch nicht sehen, aber zu überhören waren sie nicht.

Überall schienen sie zu sein. Vor uns, hinter uns, über uns… Wir rückten näher zusammen. Der Sturm schien mir die Haare einzeln vom Kopf reißen zu wollen. Ich konnte nur atmen, wenn ich das Gesicht von ihm abwandte.

Staub und Sand wurden zu winzigen Nadeln, die in meine Haut stachen. Mr. Silver wartete mit dem Höllenschwert auf den ersten Feind. Obwohl ich mich in unmittelbarer Nahe des Ex-Dämons befand, war er nur noch als roter Schemen zu erkennen.

Der Geistersturm stemmte sich heftig gegen mich, doch er vermochte mich nicht umzustoßen. Unsere Pferde wieherten wie verrückt, und der Shanggin stieß ein wildes Gebrüll aus, blieb aber liegen.

Und dann tauchten die ersten Höllengeister auf. Grauenerregend sahen sie aus. Rot wie der Sturm, der sie mitgebracht hatte und in

dem sie lebten. Ihre Fratzen waren mit Warzen und Stacheln gespickt. Sie hatten große, lange Zähne und waren mit allem Möglichen bewaffnet.

Lanzen, Schwerter, Messer, Dolche… Da waren auch ein Morgenstern und eine Streitaxt… Vielleicht handelte es sich um erbeutete Waffen.

Pferde brauchten die Höllengeister nicht. Sie ritten auf dem Sturm. Brüllend, mit einer brennenden Mordgier in den Augen, stürzten sie sich auf uns.

Sie fielen über uns her. Ich sah, wie Mr. Silver einige von ihnen mit Feuerlanzen, die aus seinen Augen rasten, vernichtete, und mir fiel auf, daß das magische Feuer mit jedem Mal schwächer wurde.

Er hatte anscheinend zuviel Magie an unsere Waffen abgegeben. Es würde einige Zeit dauern, bis unser Freund sich davon wieder erholte.

Einer dieser Schreckenskerle wuchtete sich mir zu. Ich richtete den Colt Diamondback auf ihn und drückte ab. Das Krachen des Schusses ging im übrigen Lärm fast unter.

Meine geweihte Silberkugel traf. Von einem Lidschlag zum andern war der Gegner nicht mehr vorhanden.

Boram schnappte sich einen Feind. Der rote Höllengeist brüllte auf, als er mit dem Nesselgift des weißen Vampirs in Berührung kam, und verging.

Cruv und Tuvvana verteidigten sich verbissen, nur Jubilee war zu langsam. Meine Kopfhaut spannte sich, als ich sah, wie ein Höllengeist das junge Mädchen packte und mit sich reißen wollte.

Großer Gott! Jubilee fortgetragen von diesem Geistersturm! Ich feuerte gleich zweimal, und der rote Teufel löste sich auf. Solange meine Waffe geladen war, brauchte ich das Schwert nicht einzusetzen.

Ich erzielte mit dem Diamondback großartige Erfolge. Keiner der Höllengeister kam an mich heran. Aber nach der sechsten Silberkugel war Feierabend, und zum Nachladen war keine Zeit.

Nun mußte auch ich mich mit dem Schwert meiner Haut wehren. Wir waren alle durch die schlechte Sicht stark behindert. Oft sah ich einen Gegner erst, wenn er bereits auf Schwertlänge an mich herangekommen war.

Die Kraft, die Mr. Silver abgegeben hatte, tat ihre Wirkung. Ohne sie wären wir wahrscheinlich auf der Strecke geblieben. Ich hieb in meinem Zorn auf die Feinde ein, parierte ihre Schläge und Stiche, stach selbst zu, und einer nach dem anderen brach zusammen.

Der Geistersturm ließ keinen von ihnen liegen. Er nahm sie alle mit. Andere Schreckensgestalten tauchten auf und attackierten uns. Cinto, der Vernichter, schlug sich beispielhaft. Wenn feindliche Waffen ihn trafen, klirrten sie lediglich gegen seine Rüstung, ohne ihn zu verletzen.

Mr. Silvers Höllenschwert befand sich in einem wahren

Kampftaumel. Es verfolgte auch jene, die erschrocken zurückwichen.

Wir waren nicht sieben, wir waren acht. Mehr und mehr begann ich im Höllenschwert eine eigene Person zu sehen, und trotz der wilden Hektik des Kampfes durchzuckte mich ein ziemlich verrückter Gedanke.

Befand sich etwa Loxagon in diesem Schwert?

Diese Kompromißlosigkeit, diese tödliche Kraft… das und noch einiges mehr hatten diesen Verdacht in mir keimen lassen.

Einer der roten Teufel sprang Cinto ins Kreuz. Er wollte dem Prä-Welt-Ritter den Helm vom Kopf reißen, aber ich war zur Stelle und ließ es nicht zu.

Mein Schwert traf den Feind, und der Geistersturm riß ihn fort.

Ich hatte den Eindruck, als würde die Kraft des Geistersturms nachlassen. Und plötzlich ließen die Höllengeister von uns ab.

Der Sturm hielt nicht an, brauste weiter, fegte über uns hinweg. Da war wieder Sonnenschein, und der hochgewirbelte Staub legte sich.

Überstanden. Wir hatten den Geistersturm überstanden. Bestimmt wäre es ohne Mr. Silvers Hilfe wesentlich schlechter um uns bestellt gewesen.

Wir alle wußten, was wir dem Ex-Dämon zu verdanken hatten. Wir wußten aber auch, daß er jetzt nicht auf ein herzliches Dankeschön von allen wartete.

Er hatte geholfen, weil er das als seine Pflicht betrachtete, und weil wir seine Freunde waren.

Ich atmete erleichtert auf.

»Ist jemand verletzt, Freunde?« fragte ich.

Alle schüttelten den Kopf.

Mr. Silver klopfte grinsend an das Visier des Prä-Welt-Ritters. »He, Kamerad, du kannst die Jalousie wieder hochziehen. Die Gefahr ist vorbei. Hallo, Cinto! Bist du überhaupt noch da drinnen?«

Der Vernichter schob das Visier hoch.

»Du warst großartig«, sagte Mr. Silver schmunzelnd. »Ihr wart alle hervorragend. Ich bin stolz auf euch.« Er wandte sich an mich. »Sag mal, Tony, ist Rot immer noch deine Lieblingsfarbe?«

»Ich werde darüber nachdenken«, gab ich lächelnd zurück und lud den Colt Diamondback nach.

Cinto sah mir dabei aufmerksam zu. »Was ist das für eine merkwürdige Waffe«, bemerkte er, als ich die Trommel zuklappte. »Sie kracht, spuckt Feuer wie ein kleiner Drache, und dann fällt dein Gegner um. Wenn ich daran denke, daß du diese Waffe auch schon auf mich gerichtet hattest… Ich hatte keine Ahnung, in welch großer Gefahr ich mich in diesem Augenblick befand. Wie nennt man dieses Ding, Tony?«

»Es ist ein Revolver.«

Ich mußte ihm erklären, wie der Diamondback funktionierte. Was ich sagte, beeindruckte ihn sehr.

»Du kannst deine Feinde töten, ohne sie zu berühren«, sagte Cinto. »Vielleicht wird es eines Tages auch auf Coor solche Waffen geben.«

»Schon möglich«, sagte ich.

Mr. Silver drängte zum Aufbruch. Es war noch weit bis zum Friedhof der Phantome, und wenn wir uns Bilcos Kopf geholt hatten, konnten wir noch immer nicht den direkten Weg zum Todessee einschlagen, denn dann fehlte noch das Kristallherz.

»Los, Freunde, nehmt den Pferden die Fesseln ab«, sagte der Ex-Dämon. »Und dann schwingt euch auf die Gäule. Gepennt wird ein andermal!«

Parthos schaute mich mit großen, ernsten Augen an. »Tony… Es ist noch nicht ausgestanden, ist noch nicht vorbei. Ich fühle, daß der Geistersturm etwas zurückgelassen hat, und die Saat des Bösen geht soeben auf.«

Ich warf Mr. Silver einen nervösen Blick zu. Der Ex-Dämon nickte. »Parthos hat recht, Tony. Jetzt kriegen wir es mit dem Erbe des Geistersturms zu tun.«

Kaum hatte er ausgesprochen, da ging es auch schon los.

Unsere eigenen Schatten erhoben sich und griffen uns an!

***

Sastra war wütend. Er trank ein übelriechendes Gebräu, das abscheulich schmeckte, ihn aber garantiert stärken würde. Er hatte geahnt, daß es mit Frank Esslin Ärger geben würde.

Der Söldner der Hölle hielt sich anscheinend schon für unbesiegbar, bloß weil er in die Grundbegriffe der Mord-Magie hineingerochen und sich Flovis Hexenkräfte geholt hatte.

Aber er war noch nicht so stark wie er glaubte. Ein Kräftemessen mit Doror zum Beispiel hätte er niemals gewinnen können. Vielleicht würde er es versuchen, und Sastra konnte nur hoffen, daß Doror seinen Schüler dann nicht umbrachte.

Nicht, daß ihm besonders viel an diesem ehrgeizigen Hitzkopf gelegen hätte. Es hätte ihm nicht einmal etwas ausgemacht, Frank Esslin selbst zu töten.

Aber hinter dem Söldner der Hölle stand Yora, die Totenpriesterin, und vor ihr hatte Sastra Angst, denn sie war eine grausame, gefährliche Dämonin, gegen die er nicht ankam.

Er leerte den Becher. Als er ihn absetzte, war sein feistes Gesicht so verzogen, als hätte er konzentrierten Gallensaft getrunken. Sastra schüttelte sich.

Wenn ihm nicht die hervorragende Wirkung dieses Tranks bestens bekannt gewesen wäre, hätte er sich nicht überwinden können, ihn zu

trinken.

Der Mord-Magier nahm sich vor, mit Frank Esslin nach dessen Rückkehr ein ernstes Wort zu reden. Vorausgesetzt, er kam zurück. Sastra wollte ihm klarmachen, daß ein Schüler erst eigene Wege gehen dürfe, wenn sein Lehrmeister die Ausbildung als beendet ansehe.

Und er würde von Frank Esslin verlangen, daß er sich dem unterordnete. Andernfalls könne er ihn nicht weiter unterrichten.

Er blickte zur Feuerstelle, aus der die Flammen züngelten, die den stärkenden Trank erhitzt hatten. Der Mord-Magier erhob sich und legte trockenes Holz darauf.

Plötzlich fühlte er, daß er nicht mehr allein in seiner Hütte war. Er hatte die magischen Fallen immer noch nicht neu aufgebaut. Seither konnte hier jedermann nach Belieben ein und aus gehen. Zornig drehte er sich um. Als er aber das Mädchen im weißen Blutornat sah, verrauchte sein Zorn sogleich. Es wäre lebensgefährlich gewesen, dieser schönen rothaarigen Dämonin zu zürnen.

»Wo ist Frank Esslin?« Die Totenpriesterin blickte sich suchend um.

Sastra gab es einen Stich. Was sollte er antworten? Wenn er die Wahrheit sagte, würde sich Yora ärgern. Wenn er sie belog und sie durchschaute ihn, konnte er sein Leben verlieren.

»War er bei Flovi?« fragte die Dämonin.

Sastra nickte hastig.

»Und?« fragte Yora.

»Er hatte keine Schwierigkeiten mit der Hexe.«

»Er hat sie vernichtet? Befinden sich ihre Kräfte nun in ihm?«

»Ja, Yora. Er ist ein kluger Mann. Er wird bald gelernt haben, Flovis Kräfte einzusetzen.«

»Kommst du mit dem Unterricht gut voran? Wie lange wird es noch dauern, bis Frank Esslin ein voll ausgebildeter Mord-Magier ist?«

Sastra hob die dicken Schultern. »Das läßt sich nicht voraussagen. Es wird schneller gehen als bei jedem anderen, das steht fest.«

»Wieso ist er jetzt nicht bei dir? Warum unterrichtest du ihn nicht?« fragte Yora eisig.

Sastra lachte heiser. »Er kann nicht pausenlos lernen. Er hat zwar einen sehr aufnahmefähigen Geist, aber ich darf ihn trotzdem nicht überfordern, sonst kehrt sich die ganze Ausbildung ins Gegenteil um und wird wertlos.«

»Hast du ihn fortgeschickt?«

»Nein. Er wollte selbst weggehen.«

»Wohin?«

»Ich…« Sastra brach ab. Verdammt, warum hatte sich Frank Esslin dem Tyrannen anschließen müssen?

»Du versuchst mir irgend etwas zu verheimlichen«, sagte Yora

feindselig. Sie kam langsam näher. Lautlos und geschmeidig waren ihre Bewegungen. »Versuche mich nicht zu hintergehen, Sastra. Das würde dir sehr schlecht bekommen.«

Der Mord-Magier schwitzte. »Ich würde es niemals wagen…«

»Wo ist Frank Esslin? Ich frage dich nicht noch einmal.«

»Du weißt nicht, was während deiner Abwesenheit alles geschehen ist. Man hat mich überfallen, gepeinigt, mit einem Schwert, in dem sich Höllenkräfte befinden, geschwächt. Man hat mir Geheimnisse abgepreßt, mich gedemütigt, erniedrigt.«

Der Mord-Magier nannte Namen. Bei einigen horchte Yora auf. Eine ähnliche Reaktion hatte Sastra bei Frank Esslin erlebt.

»Fujex, der Tyrann, kam zu mir. Er will Parthos, den Zauberer, wieder in den Kerker werfen, aus dem ihn Tony Ballard und seine Freunde holten. Er will Parthos den kristallisierten Körper seines Sohnes Bilco wegnehmen, damit der Zauberer seine Kräfte nicht wiedererlangt. Als Frank Esslin hörte, daß Fujex Tony Ballard verfolgt, war er nicht mehr zu halten. Er schloß sich dem Tyrannen an.«

»Das war nicht richtig«, sagte Yora. »Du hättest es nicht zulassen dürfen. Frank Esslin ist hier, um von dir zum Mord-Magier ausgebildet zu werden. Aus keinem anderen Grund.«

»Das weiß ich, und ich sagte ihm auch, daß ich mit seinem Entschluß nicht einverstanden wäre, aber er setzte sich darüber einfach hinweg. Ich habe wirklich alles unternommen, um…«

»Das glaube ich dir nicht!« fauchte die Totenpriesterin, und der Mord-Magier befürchtete, daß sie nun ihren Dolch aus dem Gewand holen und ihm die Seele aus dem Leib schneiden würde.

Aber die Dämonin tat etwas anderes. Sie blickte starr an ihm vorbei, und er hörte hinter sich das Feuer prasseln. Irritiert drehte er sich um. Da sprang ihm das Feuer ins Gesicht.

Er brüllte entsetzt auf. Die Flammen bissen mit heißen Zähnen zu. Sastra schlug danach. Er schrie und heulte, drehte sich fortwährend um die eigene Achse, rannte durch die Hütte, stürzte, wälzte sich auf dem Boden.

»Yora! Bitte!« schrie er. »Bitte, es soll aufhören!«

Die Dämonin peinigte ihn noch einige Augenblicke mit dem Feuer. Dann schickte sie die Flammen zur Feuerstelle zurück. Sie lösten sich von Sastras Gesicht und flogen durch den Raum.

Der Mord-Magier stöhnte und wimmerte.

»Ich kann nichts sehen… Ich bin blind…«

»Du wirst bald wieder sehen«, sagte Yora. »Aber ob du noch lange leben wirst, ist eine andere Frage, denn wenn Frank Esslin etwas zustößt, werde ich dich töten.«

Er sah es nicht, hörte aber, wie sie seine Hütte verließ. Als die Tür zuknallte, zuckte er wie unter einem Peitschenhieb zusammen.

***

Frank Esslin wurde die Ehre zuteil, neben Fujex reiten zu dürfen. Etwa hundert Krieger hatte der Tyrann bei sich. Ein Riesenaufgebot, wenn man bedachte, daß sie nur hinter einer kleinen Gruppe her waren.

Fujex und Esslin sprachen über Tony Ballard.

»Du scheinst ihn sehr gut zu kennen«, stellte der Tyrann fest.

Der Söldner der Hölle grinste breit. »Ich war einmal sein Freund. Ich kenne ihn, als wäre er mein Bruder.«

»Woran zerbrach diese Freundschaft?« wollte Fujex wissen.

»Ich gewann die Freundschaft eines Dämons«, erklärte Frank Esslin. »Ballard ist ein Dämonenjäger. Er vernichtete Rufus, der mich unter seinen Schutz gestellt hatte. Das verzeihe ich ihm nie. Deshalb werde ich alles daransetzen, um ihn zu kriegen.«

»Und was machst du mit ihm, wenn du ihn hast?«

Es funkelte grausam in Frank Esslins Augen. »Ich werde ihn töten. Ich gehöre zu seinen erbittertsten Feinden. Er weiß das. Wir werden einen Kampf auf Leben und Tod austragen, und ich werde ihn besiegen. Mit seinem eigenen Ring.« Grinsend zeigte der Söldner der Hölle den magischen Ring und erklärte, daß er einmal seinem einstigen Freund gehört hatte.

»Du wirst sehr stark sein müssen, wenn du Tony Ballard besiegen willst«, sagte Fujex. »Ich habe diesen Mann kämpfen sehen. Er versteht es hervorragend, sich seiner Haut zu wehren. Er wurde sogar mit Zerberus, dem dreiköpfigen Tod, fertig.«

Frank Esslin bat den Tyrannen, ihm von diesem Kampf zu erzählen. Fujex tat es grollend.

»Wir haben ihm alles abgenommen. Nur sein Amulett durfte er behalten. Ich maß dem Ding keine Bedeutung bei. Er bekam ein Schwert, aber für mich war von Anfang an klar, daß Zerberus siegen würde. Ich wollte lediglich einen guten Kampf sehen.«

»Tony Ballard hat dich hereingelegt«, sagte Frank Esslin. »Das Amulett ist kein Talisman, sondern eine äußerst gefährliche Waffe - ein Dämonendiskus.«

»Ich habe gesehen, welche Kraft in dieser unscheinbaren Scheibe steckt«, sagte Fujex haßerfüllt. »Sie vermochte Zerberus zu vernichten. Der Satanshund hatte nicht die geringste Chance.«

Frank Esslin grinste. »Ich werde Tony Ballard auch für diese Tat bestrafen.«

Doror machte seinen Herrn auf den roten Geistersturm aufmerksam. Fujex ließ sofort absitzen.

»Was ist das? Was kommt da auf uns zu?« wollte der Söldner der Hölle wissen.

»Du hast Glück, daß du bei uns bist«, sagte Fujex. »Wärst du allein,

würdest du dem Geistersturm zum Opfer fallen.«

Davon war Frank Esslin nicht überzeugt. Ihm standen immerhin Flovis Hexenkräfte zur Verfügung.

Der Tyrann erklärte ihm, was es mit dem Geistersturm auf sich hatte, während Doror, der Magier, die erforderlichen Schutzmaßnahmen traf.

Aus Schwertern und Lanzen legte Doror rasch starke magische Zeichen um die Krieger.

»Was macht er?« fragte Frank Esslin interessiert.

»Er leitet den Geistersturm ab. Mit den magischen Zeichen schafft er um uns herum einen unsichtbaren Wall, den die Höllengeister nicht überwinden können. Wer sich innerhalb des Zeichenkreises befindet, hat nichts zu befürchten.«

»Kommen solche Geisterstürme auf Coor häufig vor?« erkundigte sich der Söldner der Hölle.

»Sie suchen dieses Gebiet häufiger heim als andere Gegenden. Warum das so ist, weiß niemand«, antwortete Fujex.

Rasend schnell wuchs die rote Wand vor ihnen hoch. Schon prallte die Höllenkraft gegen den magischen Wall, stieg daran wirbelnd und brausend hoch und flog darüber hinweg.

Frank Esslin blickte fasziniert nach oben. Er sah rote Geister, manche bis an die Zähne bewaffnet. Sie brüllten auf die Krieger herunter, vermochten ihnen jedoch nichts anzuhaben.

Der ganze Höllenspuk dauerte - nach irdischer Zeitrechnung, die auch für Coor Gültigkeit hatte - etwa zwanzig Minuten, dann war er vorbei, doch Doror riet den Kriegern, den Kreis noch nicht zu verlassen.

Sie durften sich auch ihre Waffen noch nicht holen.

»Warum steigen wir nicht auf die Pferde und reiten weiter?« fragte Frank Esslin.

»Es wäre noch zu früh«, erklärte ihm Doror.

»Aber wieso denn? Der Geistersturm ist doch schon längst hinter uns. Befürchtest du, daß er zurückkommt?«

Der Magier schüttelte den Kopf. »Das nicht, aber Geisterstürme hinterlassen gefährliche schwarze Kraftfelder, die sich erst nach einiger Zeit auflösen.«

»Was bewirken diese Kraftfelder?« wollte Frank Esslin wissen.

»Sie würden dafür sorgen, daß wir von unseren eigenen Schatten angegriffen würden«, antwortete Doror.

Der Söldner der Hölle konnte sicher sein, daß der Magier die Wahrheit sagte.

»Ich glaube, ein Leben reicht nicht, um alle Gefahren kennenzulernen, die es auf dieser Welt gibt«, sagte Frank Esslin beeindruckt.

***

Todesschatten attackierten uns!

Jeder bekam es mit seinem eigenen Schatten zu tun. Mr. Silvers Schatten schwang das Höllenschwert. Mein Schatten drang mit dem schwarzen Schattenschwert auf mich ein.

Ich parierte den Hieb. Es gab einen klirrenden Laut. Das Schattenschwert mußte demnach auch aus Metall bestehen.

Dafür gab es nur eine Erklärung. Höllenmagie.

Zum erstenmal hatte ich meinen eigenen Schatten zum Gegner. Ich hatte schon mal gegen eine Schattenhand gekämpft. In Wien. Es lag schon einige Zeit zurück.

Aber es war nicht meine eigene Hand gewesen…

Mein Schatten sprang vor, stach zu. Ich wich aus. Die schwarze Klinge sauste knapp an mir vorbei.

Der Schatten prallte gegen mich. Er hatte einen Körper. Ich konnte ihn anfassen, treffen! Sofort schlug ich zu. Meine Faust landete im Zentrum des schwarzen Ovals.

Der Schatten torkelte zwei Schritte zurück. Eigenartigerweise riß die Verbindung zwischen ihm und mir nicht ab. Wir waren - wie immer - zusammengewachsen.

Mein Schatten konnte ohne mich nicht existieren. Wir gehörten zusammen. Für gewöhnlich folgte er mir friedlich überallhin. Der Geistersturm hatte ihm ein eigenes Leben geschenkt und ihm sogar zu einem Körper verhelfen.

Wieder drang er auf mich ein. Ich parierte seinen Schlag, drehte die Klinge. Es gab ein metallisch-ratschendes Geräusch. Ich wollte meinem Widersacher die Waffe aus der Hand drehen, doch das schwarze Wesen ließ es nicht zu.

Ein Fußtritt traf mein Knie. Ich knickte ein und nach vorn. Sofort surrte das Schattenschwert. Es sollte mir den Kopf vom Rumpf trennen.

Ich schnellte zurück, und die schwarze Klinge flitzte haarscharf an meinem Gesicht vorbei. Ich glaube, in diesem Moment wurde ich blaß. Aber dann packte mich die Wut.

Ich ließ meinen schwarzen Gegner nicht mehr angreifen, sondern ging selbst zum Angriff über, und zwar so unerschrocken und vehement, daß er binnen kurzem in die Defensive gedrängt war.

Mr. Silver wurde mit seinem Schatten recht schnell fertig. Er ließ den Angreifer ins Leere laufen und schlug mit dem Höllenschwert zu.

Aufstöhnend brach das schwarze Wesen zusammen, streckte sich und fiel so zu Boden, wie Mr. Silver dastand. Ein ganz gewöhnlicher, ungefährlicher Schatten nur noch, der alles mitmachte, was der Ex-Dämon nun tat.

Mr. Silver eilte Jubilee zu Hilfe, die mit ihrem Todesschatten die

größten Schwierigkeiten hatte. Sein Schwertstreich vernichtete die schwarze Kraft.

Boram hatte sich inzwischen seines eigenen Gegners entledigt und eilte zu Parthos, um diesem beizustehen.

Cinto erledigte seinen Schatten und einen Augenblick später den von Tuvvana.

Da schrie Cruv auf, und mir lief es kalt über die Wirbelsäule. Der Schatten des Gnoms hatte sich mit dem Dreizack auf den Knirps gestürzt, und Cruv, der Tuvvana beistehen wollte, wurde von der Schattenwaffe verletzt.

Der Gnom fiel, und sein Schatten wollte ihm sogleich den Rest geben.

Schon wiesen die drei Spitzen auf die Brust des häßlichen Gnoms. Als der Schatten zustieß, fuhr sich Tuvvana verstört an die Wangen. »Cruuuv!« schrie sie wie von Sinnen.

***

Doror wußte genau, wieviel Zeit er verstreichen lassen mußte. Frank Esslin war einst ein ruhiger, besonnener, vor allem aber geduldiger Mann gewesen.

Heute war er das alles nicht mehr. Er konnte es kaum erwarten, bis Doror erklärte, die Gefahr wäre vorbei, man könne den Kreis bedenkenlos verlassen.

»He, Doror, bist du nicht ein wenig übervorsichtig?« fragte der Söldner der Hölle.

Der Magier sah ihn wütend an. Er konnte Kritik nicht vertragen. Nur von Fujex ließ er sie sich gefallen.

»Ich weiß, was richtig ist«, sagte er schneidend. »Und du wirst dich meinen Weisungen fügen.«

Haß loderte sofort in Frank Esslin auf. Er hätte sich am liebsten auf Doror gestürzt und ihn getötet. Furchtlos starrte ihn der Magier an. Er schien darauf zu warten, daß Frank Esslin die Beherrschung verlor, um ihn seine magische Kraft spüren zu lassen.

Der Söldner der Hölle war nahe daran, es auf eine Kraftprobe ankommen zu lassen, aber dann sagte er sich, daß es dafür noch zu früh war. Er konnte sich trotz der Hexenkräfte noch nicht mit einem Mann wie Doror messen.

Ein Leben lang beherrschte und benützte Doror die schwarze Magie. Er war noch zu stark für Frank Esslin. Der Söldner der Hölle sah das zu seinem Glück ein.

Er entspannte sich. »Schon gut«, sagte er und hob die Hände. Er schaffte es sogar, zu lächeln. »Schon gut, Doror. Wir wollen uns vertragen. Du bist der Stärkere, das erkenne ich an. Deshalb werde ich mich deinen Weisungen auch fügen. Ich habe große Achtung vor deinem Wissen und deiner Kraft.«

Es war ihm nicht leichtgefallen, das zu sagen, aber nur so konnte er die Situation entschärfen.

Fujex war das Ganze nicht entgangen. Als Frank Esslin sich umwandte, grinste ihn der Tyrann an.

»Du bist sehr klug. Du weißt genau, wann du zurückstecken mußt. Und du findest genau die richtigen Worte dafür. Doror hätte dich vernichtet, wenn du ihn nicht versöhnlich gestimmt hättest.«

»Hättest du es zugelassen?« fragte Frank Esslin.

»Ja«, sagte der Tyrann. Er enttäuschte den Söldner der Hölle damit. »Aber so, wie die Dinge jetzt stehen, ist es mir lieber.«

Endlich erlaubte Doror den Kriegern, sich ihre Waffen zu holen. Nichts passierte. Die Gefahr war vorüber.

»Du bist ein Heißsporn«, sagte Fujex und stieg auf sein Pferd.

Auch Frank Esslin stieg auf.

»Du mußt noch viel lernen. Aber du scheinst sehr viel Mut zu haben«, sagte Fujex. »Was wirst du tun, wenn es dir gelungen ist, Tony Ballard zu töten?«

»Ich werde zu Sastra zurückkehren, damit er mit meiner Ausbildung zum Mord-Magier fortfahren kann«, antwortete der Söldner der Hölle.

»Und wenn diese Ausbildung abgeschlossen ist? Was dann?«

»Warum willst du das wissen?« fragte Frank Esslin zurück.

»Ich könnte einen wie dich gebrauchen.«

»An Dorors Stelle?«

»Neben Doror«, sagte Fujex.

»Ich glaube, das würde auf die Dauer nicht gutgehen. Wenn ich einmal so stark wie Doror bin oder sogar noch stärker, dulde ich niemanden mehr neben mir. Außerdem habe ich nicht die Absicht, den Rest meines Lebens auf Coor zu verbringen. Hier werden mir nicht die Aufstiegsmöglichkeiten geboten, die ich mir vorstelle.«

»Du möchtest herrschen?« fragte der Tyrann.

»Vielleicht.«

»So wie ich?«

Frank Esslin antwortete nicht auf diese Frage. Nein, so wie Fujex wollte er nicht herrschen. Ihm schwebten andere Machtbereiche vor, aber er sprach nicht darüber, denn er wollte vermeiden, daß ihn Fujex für einen größenwahnsinnigen Phantasten hielt.

»Soll ich dir etwas verraten, Frank Esslin?« sagte Fujex. »Ich halte dich für einen äußerst gefährlichen Mann. Heute schon. Und ich frage mich, ob es nicht vernünftiger wäre, dich von meinen Kriegern oder von Doror rechtzeitig töten zu lassen.«

»Du tust es nicht, weil du weißt, daß ich mich nicht gegen dich wenden werde«, sagte Frank Esslin lächelnd. »Unsere Interessen liegen verschieden, deshalb werden sie miteinander nie in Berührung kommen.«

»Das hoffe ich für dich«, sagte Fujex mit schmalen Augen. »Noch ist Doror viel stärker als du.«

Der Tyrann hob die Hand und gab das Zeichen zum Weiterreiten.

***

»Cruuuv!«

Tuvvanas verzweifelter, entsetzter Schrei alarmierte alle, und alle standen dem Gnom bei.

Alle außer mir, denn ich hatte noch mit meinem verfluchten Schatten zu tun. Es war mir zwar gelungen, ihn in die Defensive zu drängen und das Kampfgeschehen zu diktieren, aber ich schaffte es nicht, dem gefährlichen Schatten den Garaus zu machen.

Der Schattenkerl kannte alle meine Tricks, ließ sich nicht überlisten. Und er wurde auch nicht früher müde als ich. Verflucht, da hatte ich es mit einem ziemlich hartnäckigen und ebenbürtigen Gegner zu tun.

Aber dann machte er einen Fehler…

Er wollte den Spieß umdrehen, die Kontrolle über den Kampf bekommen. Um das zu erreichen, mußte er mehr riskieren als gut war.

Schon zuckte das Schwert, das ich fest in meiner Hand hielt, vor und traf den Schattenkörper.

Mein Feind torkelte, hustete, sackte auf die Knie, kippte nach hinten und wurde zu dem Schatten, der mir schon ein Leben lang vertraut war.

Boram, Cinto, Parthos und Jubilee rissen den Schattengnom zurück, und Mr. Silver vernichtete ihn.

Wir hatten die Gefahr mit vereinten Kräften gemeistert. Ich eilte zu Cruv.

»Hat es dich schlimm erwischt?« wollte ich wissen.

Tuvvana kniete neben dem Kleinen und weinte. Immer wieder streichelte sie ihn. Schluchzend redete sie ihm zu, es würde bald wieder alles in Ordnung kommen.

Der sympathische Knirps preßte tapfer die Kiefer zusammen. Aber mir konnte er nichts vormachen. Ich wußte, daß er starke Schmerzen hatte.

Zum Glück war der Kleine nicht lebensgefährlich verletzt. Dennoch tat es mir in der Seele weh, ihn so daliegen zu sehen.

An und für sich war Cruv sehr gern der Mittelpunkt. Aber nicht so. Es war ihm unangenehm, daß sich im Augenblick alles um ihn drehte.

»Laßt nur, Freunde«, sagte er leise. »Wie sagt man auf der Erde? Unkraut vergeht nicht.«

»Hör mal, Kleiner, du kannst dich doch nicht mit Unkraut vergleichen«, protestierte Mr. Silver.

»Warum nicht?«

»Weil es zumeist größer ist als du«, sagte der Ex-Dämon grinsend.

»Laßt mich mal an den Liebling der Nation heran. Ich will sehen, was ich für ihn tun kann.«

Wir machten Platz, und Mr. Silver nahm sich des Gnoms vor. Er half dem Kleinen mit seiner Heilmagie, die - bedingt durch die allgemeine Schwächung des Ex-Dämons - diesmal nicht so effektvoll ausfiel wie sonst.

Aber Cruv fühlte sich nach der Behandlung wohler, die Wunde blutete nicht mehr und fing bereits an zu heilen.

Cinto rief seinen Shanggin. Der plumpe Dickhäuter antwortete mit einem dumpfen Gebrüll und erhob sich schwerfällig. Aber dann trabte er rasch heran und rieb seine Nase an der Rüstung des Prä-Welt-Ritters. Offensichtlich waren die Schatten der Tiere normal geblieben.

Wir lösten die Fesseln unserer Pferde und stiegen auf. Ich blickte zu Mr. Silver hinüber. Der Ex-Dämon machte einen verbrauchten Eindruck. Aber ich sorgte mich nicht um ihn. Wenn Coor ihm Zeit ließ, würde er bald wieder zu neuen Kräften kommen.

In dieser Beziehung ging es ihm besser als uns.

Wir ritten weiter. Cinto blieb einmal zurück. Er sagte, wir sollten die Richtung beibehalten, er würde in Kürze wieder zu uns aufschließen.

Als er wieder aufholte, hing ein sechsbeiniges, merkwürdiges Tier quer über dem Shanggin. Der Vernichter hatte Nahrung für uns besorgt. Wir verzehrten das Tier im Schatten alter Bäume, gönnten uns noch eine halbe Stunde Rast, um nicht in der größten Hitze weiterreiten zu müssen, schwangen uns dann wieder auf die Pferde und setzten unseren Weg fort.

Eine Stunde später tauchten hohe Berge im fernen Dunst auf. Wir ritten direkt auf sie zu.

Cinto wies auf die Berge. »Dahinter liegt der Friedhof der Phantome.«

Ich schaute den Prä-Welt-Ritter ein wenig erfreut an. »Und da müssen wir drüber? Wäre in diesem Fall Cruvs Weg nicht doch kürzer gewesen?«

Der Vernichter lächelte mich an. »Es gibt eine Schlucht, die sich quer durch dieses Massiv zieht. Sie ist an manchen Stellen so schmal, daß keine zwei Ritter nebeneinander reiten können.«

»Gefährlich?« wollte ich wissen.

»Gefahren gibt es Überall«, antwortete Cinto.

»Da hast du leider mehr als recht«, brummte ich.

»Tony!« rief hinter uns Mr. Silver. Im Moment bildete er mit Boram das Schlußlicht.

»Was gibt's?«

»Eine neue Hiobsbotschaft!«

»Will ich nicht hören. Behalt sie für dich.«

Aber den Gefallen tat mir der Hüne mit den Silberhaaren nicht. »Wir werden verfolgt!« rief er. »Von Reitern. Es müssen an die hundert

sein.«

»Nehmen die unliebsamen Überraschungen denn kein Ende?« ärgerte ich mich.

»Wenn wir die Berge erreichen, bevor die Reiter uns eingeholt haben, nützt ihnen ihre zahlenmäßige Überlegenheit wenig«, sagte Cinto. »In der Schlucht werden sie sich gegenseitig im Weg sein.«

Das stimmte zwar, aber die Schlucht war noch sehr weit entfernt. Ich drehte mich um und sah die Staubwolke, die die Pferdehufe hochwirbelten.

»Verdammt, wer verfolgt uns da?« fragte ich zornig. Eigentlich dachte ich nur laut. »Wer hat es auf uns abgesehen?«

»Ich wüßte einen, der uns nicht grün ist«, sagte Mr. Silver, der meine Worte vernommen hatte. »Fujex, der Tyrann.«

»Quatsch. Warum sollte er uns durch halb Coor verfolgen?«

»Immerhin hast du seinen Lieblingshund zur Hölle geschickt. Ich könnte mir vorstellen, daß er dir das noch nicht verziehen hat. Außerdem haben wir ihm Parthos geklaut. Vielleicht will er sein angekratztes Image wieder aufpolieren, indem er uns dafür zur Rechenschaft zieht.«

Auch Cinto wandte sich um. »Es könnte sich tatsächlich um Fujex und seine Krieger handeln.«

»Siehst du doppelt so gut wie ein Falke?« fragte ich den Vernichter.

»Das nicht, aber ich erkenne die Anordnung des Reitertrupps, und die weist auf Fujex hin.«

»Wie schön«, brummte ich. »Es widerstrebt mir zwar, das zu sagen, aber dennoch: Laßt uns Fersengeld geben, Freunde! Wir wären töricht, wenn wir uns hier stellen würden. Wir werden es tun, sobald wir die Berge erreicht haben.«

Ich trieb mein Tier an, und alle folgten meinem Beispiel. Der Shanggin griff gewaltig aus. Es war eine Freude, ihm dabei zuzusehen. Der plumpe Dickhäuter hätte uns spielend abgehängt, wenn er gewollt hätte. Sobald er die Spitze übernommen hatte, ließ er etwas nach, achtete jedoch darauf, vorn zu bleiben und von keinem Pferd überholt zu werden.

Ein ehrgeiziges Reittier. So etwas hatte ich noch nicht erlebt.

Wir ritten ziemlich scharf, und ich sah, daß Jubilee Mühe hatte, dieses Tempo mitzuhalten. Wieder fragte ich mich, was sie haben mochte und warum sie mit mir nicht darüber sprach.

Sollte sich Mr. Silver doch einmal in ihre Gedanken einschalten, damit wir erfuhren, was ihr fehlte?

Ich ließ mich zurückfallen, ritt neben dem hübschen Mädchen. »Zu schnell?« rief ich hinüber.

»Ich schaff's schon, Tony.«

»Es ist nicht mehr weit bis zu den Bergen.«

»Mach dir um mich keine Sorgen.«

Immer wieder bekam ich das von ihr zu hören, aber ich konnte nicht anders. Ich *mußte* mir Sorgen um sie machen. Ihr Wesen hatte sich verändert. Sie wälzte ein großes Problem. Ich durfte nicht zulassen, daß sie zwischen sich und mir eine Mauer errichtete.

Ich wollte ihr väterlicher Freund sein, wollte mir ihren Kummer anhören, ihr mit Rat und Tat zur Seite stehen, wollte vor allem helfen.

Die Verfolger holten uns nicht ein. Wir erreichten die Berge und hatten genug Zeit, uns die besten Positionen auszusuchen. Dann kam das nervenzermürbende Warten.

Jeder befand sich auf seinem Posten. Cinto, der Vernichter, hatte es sich nicht nehmen lassen, sich in die vorderste Reihe zu stellen. Er sagte, er wäre Fujex, dem Tyrannen, noch etwas schuldig.

»Du hattest schon mal mit ihm zu tun?« fragte ich.

Cintos Miene verfinsterte sich. »Er befand sich auf einem seiner Streifzüge. Frauen, alte Männer und Kinder ließ er grausam niedermetzeln. Aus den kräftigen Männern, die ihm in die Hände fielen, machte er Sklaven. Auch mich erwischten sie. Auf dem Weg zu Fujex' Palast ergriff ich die Flucht. Man fing mich ein, und Fujex ließ mich öffentlich auspeitschen. Halb tot war ich, und die Narben, die die Peitsche hinterließ, kannst du heute noch sehen. Niemand rechnete damit, daß ich danach noch einmal fliehen würde, aber ich hab's getan… Und heute kommt der Tag der Abrechnung. Ich mußte lange warten, aber meine Geduld hat sich gelohnt. Es war mir nicht möglich, Fujex allein in seinem Palast anzugreifen, doch nun ist er sehr weit davon entfernt, und er hat nur hundert Reiter bei sich.«

»Nur?«

»Als ich ihm zum erstenmal begegnete, hatte er dreimal so viele Krieger bei sich«, sagte der Vernichter. »In dieser Schlucht soll sich sein Schicksal erfüllen. Tust du mir einen Gefallen?«

»Welchen?«

»Sag allen, sie sollen den Tyrannen mir überlassen.«

»Kann ich machen«, sagte ich und zog mich zurück.

Ich schärfte allen ein, Fujex nach Möglichkeit zu meiden und sich auf die Krieger des Tyrannen zu konzentrieren.

Mr. Silver sagte, für ihn wäre Doror, der Magier, reserviert. Er hatte ihn zwar noch nicht gesehen, aber wir konnten sicher sein, daß Fujex den Magier bei sich hatte.

Von Cinto wußten wir, daß er keinen Schritt ohne den Magier aus dem Palast machte.

Wir fanden eine gute Möglichkeit, die Pferde und den Shanggin zwischen Felsen unterzubringen, und nun lagen wir kampfbereit auf der Lauer.

Es dauerte nicht lange, bis wir den Reitertrupp hörten. Waffen

klirrten, Pferdehufe trommelten. Die Tiere wieherten und schnaubten.

Wir verhielten uns ruhig.

Die Reiter kamen nicht sofort in die Schlucht. Sie hielten davor kurz an. Ich machte meinen Hals lang und erkannte in dem bärtigen Riesen tatsächlich Fujex wieder.

Er hatte mich dem dreiköpfigen Tod gewissermaßen zum Fraß vorgeworfen. Und nun war er sauer auf mich, weil ich mich nicht in mein Schicksal gefügt hatte.

Und er wollte Parthos wiederhaben. Aber nicht, solange ich lebte und es verhindern konnte, das schwor ich mir. Ich wollte bis zum letzten Atemzug für Parthos kämpfen.

Links neben dem Tyrannen schälte sich Doror aus der allmählich zu Boden sinkenden Staubwolke. Und einen Augenblick später glaubte ich, nicht richtig zu sehen.

Aber ein Irrtum war unmöglich. An Fujex' rechter Seite befand sich mein einstiger Freund Frank Esslin, der Söldner der Hölle! Mit einer solchen Überraschung hatte ich nicht gerechnet.

Frank Esslin!

Was hatte er auf Coor zu suchen? Wieso war er bei Fujex? Wieso war er überhaupt noch am Leben? Mir fiel unser erbitterter Kampf um den magischen Ring ein.

In Amsterdam hatten wir ihn ausgetragen, und ich hatte angenommen, Frank Esslin wäre auf dem brennenden Hausboot ums Leben gekommen. Doch das war ein Irrtum gewesen.

Frank erfreute sich bester Gesundheit, wie ich jetzt feststellen konnte. Er sah sogar kriegerischer und gefährlicher aus als Fujex, der Tyrann.

Mein ehemaliger Freund entpuppte sich allmählich zum Stehaufmännchen. Er ließ sich nicht unterkriegen.

Nach Cinto und Mr. Silver hatte nun auch ich meinen speziellen Gegner: Frank Esslin.

Fujex schickte keine Soldaten vor. Er hatte den Mut, als erster in die Schlucht zu reiten. Ihm folgten Frank Esslin und Doror. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus.

Wie hatte es Frank Esslin geschafft, zu Fujex' Vertrautem zu werden? Als ich Fujex' Gefangener gewesen war, schien sich Frank Esslin noch nicht bei dem Tyrannen befunden zu haben.

Ich hätte zu gern gewußt, was sich inzwischen zugetragen hatte und welche Ziele der Söldner der Hölle hier auf Coor verfolgte. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß Frank Esslin sich für ein Leben auf dieser gefährlichen Welt entschieden hatte.

Die Prä-Welt Coor konnte für Frank nur eine Zwischenstation sein. Sah er in Fujex nur eine Stufe, die er zu gegebener Zeit benützen wollte?

Sie kamen, langsam, mißtrauisch, vorsichtig. Wahrscheinlich

rechneten sie damit, daß wir uns in der Schlucht verborgen hatten. Dies war die einzige Chance, die wir gegen sie hatten.

Wir wären dumm gewesen, wenn wir sie nicht genützt hätten.

Hintereinander ritten sie in die enge Schlucht. Wir ließen sie näherkommen, zeigten uns noch immer nicht. Unser Vorteil war, daß sie nicht wissen konnten, wo wir auf sie warteten. Es konnte gleich am Anfang der Schlucht sein oder erst weiter drinnen.

Es war der Anfang…

Und wir ließen sie darüber auch nicht mehr lange im unklaren. Cinto eröffnete mit einem wilden Kampfschrei das Gefecht.

Mr. Silver kam aus der Deckung hoch. Ich sah Boram, Parthos, Jubilee, Cruv und Tuvvana… Keiner von uns drückte sich vor dem Kampf. Immer mehr Krieger drängten in die Schlucht nach, und ich versuchte an Frank Esslin heranzukommen.

Aber da waren die Reiter, die mir das unmöglich machten und mich in einen kräfteraubenden Kampf verwickelten, und als ich endlich wieder aufschauen konnte, sah ich Frank nicht mehr.

Andere Gegner zwangen mich, mich mit ihnen zu beschäftigen. Ich zerrte einen von ihnen vom Pferd, und wir trugen den Kampf auf dem Boden aus.

Ein Huftritt warf mich nieder, und im selben Moment war ein Pferd über mir. Ich konnte mich gerade noch rechtzeitig zur Seite wälzen.

Fujex hatte Verstärkung bekommen. Cinto kämpfte im Moment gegen den Tyrannen und zwei weitere Krieger. Ich eilte ihm zu Hilfe, wahrend Doror und Mr. Silver ihre Kräfte maßen.

Der Ex-Dämon war noch nicht so stark wie gewöhnlich, deshalb konnte ihm der Magier ziemlich hartnäckig Paroli bieten.

Boram kämpfte sich durch die Reihen der Feinde. Sie vermochten ihm mit ihren Waffen nichts anzuhaben. Er setzte ihnen aber allen schmerzhaft mit dem Nesselgift zu, und jene, die nicht glauben wollten, daß sie ihm nicht gewachsen waren, bezahlten diese Dummheit mit ihrem Leben.

Obwohl der Nessel-Vampir stark im Streß war, bekam ich mit, daß er Cruv, Tuvvana und Parthos nie außer acht ließ, und wenn ihnen Gefahr drohte, war er sofort zur Stelle.

Fujex schlug auf Cinto ein. Er hatte den Vernichter, der mit offenem Visier kämpfte, wiedererkannt, wußte, wofür sich der Prä-Welt-Ritter rächen wollte.

Ich suchte Frank Esslin.

Und plötzlich hatte ich ihn hinter mir. »Hallo, *Freund*!« knurrte er. Aus seinem Mund hörte sich das Wort Freund wie eine Beleidigung an. »Wollen wir die Klingen kreuzen?«

Ich wirbelte herum.

Frank Esslin…

Was war nur aus ihm geworden? Man sah ihm die Bosheit und Gemeinheit an, die ihn nun ausfüllte, die all sein Denken und Tun beeinflußte.

Die dicksten Freunde waren wir einst gewesen, und heute trennten uns Welten. Warum hatten sich die Dinge so entwickeln müssen? Bilder aus der Vergangenheit rasten an meinem geistigen Auge vorbei.

Frank war Rufus in die Hände gefallen, und der Dämon mit den vielen Gesichtern hatte ihn umgedreht. Lange Zeit hatte ich gehofft, Frank Esslin auf die Seite des Guten zurückholen zu können, doch er schien für immer für uns verloren zu sein.

Zu schwarz war seine Seele bereits angehaucht.

Um uns herum tobte das Kampfgeschehen. Wir nahmen es kaum wahr. Wir waren auf eine merkwürdige Weise allein. Frank Esslin, einer meiner erbittertsten Feinde, und ich.

Er lachte. »Du siehst mich so komisch an.«

»Ich dachte, du wärst…«

»Tot?«

»Ja. Das brennende Hausboot in Amsterdam…«

»Ich konnte gerade noch rechtzeitig ins Wasser springen, bevor die brennende Hütte in sich zusammenfiel.«

»Und wieso bist du auf einmal auf Coor?«

»Yora hat mich zu einem Mord-Magier gebracht. Du kennst ihn. Ihr habt ihn besucht. Sastra ist sein Name. Er soll mich ausbilden.«

Meine Kopfhaut zog sich zusammen. Frank wollte ein Mord-Magier werden, und bestimmt hatte er gute Aussichten, dieses Ziel zu erreichen. Bei seiner Gewissenlosigkeit, bei seinem Ehrgeiz, bei seiner Grausamkeit, die er neuerdings an den Tag legte - kein Problem…

Ich sah meinen Ring an seinem Finger. Er würde damit eine Menge Schaden anrichten, wenn ich es nicht verhinderte. Das Schicksal hatte uns auf Coor wieder zusammengeführt, und Frank hatte freimütig über seine Pläne gesprochen, die ich seiner Ansicht nach nicht mehr zu durchkreuzen vermochte.

Aber ich wollte ihn eines Besseren belehren.

Das Schicksal bot mir die Chance, meinen einstigen Freund zu stoppen und mir meinen magischen Ring wiederzuholen. Ich war entschlossen, sie leidenschaftlich zu nützen.

Mir stand ein Kampf bevor, den ich haßte, denn ganz tief in meinem Innern sah ich in Frank Esslin immer noch meinen Freund. Es mochte verrückt sein, aber ich konnte es nicht ändern.

Was ich mit jenem anderen Frank Esslin erlebt hatte, hatte sich tief in meine Erinnerung eingeprägt. Es ließ sich nicht mit einem achtlosen Handstreich auslöschen.

Frank würde einen Kampf auf Leben und Tod führen, während es mir widerstrebte, ihm das Leben zu nehmen. Frank umzubringen, war für

mich keine Lösung.
Doch ich würde es tun, wenn er mir keine andere Wahl ließ.
Er war es, der den ersten Schlag führte. Seinen ganzen von der Hölle geschürten Haß schleuderte er mir entgegen, als er fauchte: »Ich werde dich töten, Tony Ballard. Du wirst auf Coor sterben, und es wird sich nicht einmal einer finden, der dich begräbt. Die Geier werden dich fressen!«
Ich kämpfte mit Frank Esslin um meinen Ring, um mein Leben. Unbarmherzig drang der Söldner der Hölle auf mich ein. Als wir noch Freunde gewesen waren, hatten wir beide mit keinem Schwert umgehen können.
Heute konnten wir es sogar besser als so mancher Fujex-Krieger. Man lernt ein Leben lang dazu…
Frank umklammerte den Griff seiner Waffe mit beiden Händen. Er hob das Schwert hoch über seinen Kopf und legte seine ganze Kraft in den Schlag.
Die Klinge sauste herab. Ich schnellte zur Seite. Das Metall traf klirrend den Felsen hinter mir, und ich hoffte schon, sie wäre abgebrochen, doch sie blieb in einem Stück, und Frank versuchte sie mir bereits im nächsten Moment in die Brust zu stoßen.
Ich drehte mich, hob mein Schwert, lenkte Franks Stoß ab.
Und dann schlug er mit der Faust zu. Er traf mich mit dem magischen Ring, und mir war, als würde Starkstrom durch meinen Körper rasen.
Frank lachte triumphierend. »Ach ja, das weißt du noch nicht. Ist das noch dein Ring, Tony Ballard? War er jemals so stark?«
»Was hast du damit gemacht?« stöhnte ich. Dicke Schweißtropfen standen auf meiner Stirn. »Hat Sastra ihn mit Zauberkraft geladen?«
»Ich habe die Hexe Flovi getötet und ihre Kräfte übernommen«, erklärte mir Frank stolz. »Sie befinden sich auch im Ring!«
Er wollte mich den Ring gleich noch einmal spüren lassen, aber ich konnte mich davor rechtzeitig in Sicherheit bringen. Von diesem Moment an mußte ich doppelt aufpassen.
Ich mußte vor Frank Esslins Schwert und vor dem magischen Ring auf der Hut sein und ich konnte mir nicht mehr erlauben, Rücksicht auf den einstigen Freund zu nehmen.
Wenn ich am Leben bleiben wollte, mußte ich aufs Ganze gehen. Diese Erkenntnis ließ mich zu einer härteren Kampfart überwechseln. Zum erstenmal gewann ich Oberhand.
Ich trieb Frank Esslin zurück, nagelte ihn buchstäblich an einer Felswand fest, kämpfte so, wie man einen gefährlichen Todfeind bekämpft, entwaffnete ihn und schlug ihn mit dem Schwertgriff nieder.
Aber der Söldner der Hölle war noch nicht geschlagen, das bewies er

mir schon im nächsten Augenblick, denn nun aktivierte er seine neuen Hexenkräfte.

Und den magischen Ring!

Er streckte mir die Faust mit dem Ring entgegen und brüllte aus vollen Lungen: »Dobbox!«

Ich wußte nicht, was es damit auf sich hatte. War es ein Name? Ein Zauberwort?

Jedenfalls reagierte der magische Ring darauf. Der schwarze Stein wurde hell, begann zu leuchten, zu strahlen, und plötzlich hatte ich ein Ungeheuer vor mir.

Einen Strahlenpanther!

***

Cinto, der Vernichter, machte seinem Namen alle Ehre. Er bekämpfte Fujex mit einer Wildheit, der der bärtige Tyrann auf die Dauer nicht gewachsen war.

Der große Herrscher wehrte sich verbissen, doch Cinto spielte seine Überlegenheit immer besser aus.

Fujex brüllte nach Doror, doch der Magier konnte ihm nicht beistehen, denn Mr. Silver setzte ihm mit seinen Höllenschwertattacken arg zu.

Die zahlenmäßige Überlegenheit der Feinde spielte in der engen Schlucht eine unbedeutende Rolle. Die Verteidiger kamen hier fast besser zum Zug.

Ein Schwertstreich traf klirrend Cintos Rüstung. Der Prä-Welt-Ritter fiel gegen die Felswand, und Fujex glaubte, den verhaßten Gegner endlich soweit zu haben.

Er stieß seinen wildesten Kampfschrei aus und wuchtete sich dem Prä-Welt-Ritter entgegen. Zu spät erkannte der Tyrann, daß Cintos Schwert gegen ihn gerichtet war.

Fujex katapultierte sich in den Tod!

Als er die Klinge spürte, weiteten sich seine Augen in namenlosem Entsetzen, und dann brach sein Blick. Selbst im Tod zeigte sein Gesicht noch einen Ausdruck größter Fassungslosigkeit.

Würde auch Mr. Silver zum Sieg über seinen starken Gegner kommen? Doror wußte sich nicht nur mit Magie zu schützen. Er verstand es auch, den Ex-Dämon damit immer wieder hart zu attackieren.

Der Hüne mit den Silberhaaren zertrümmerte mit dem Höllenschwert einen magischen Schutzschild nach dem andern. Doror errichtete immer wieder blitzschnell einen neuen.

Doch einmal war er nicht schnell genug, und damit war sein Leben verwirkt. Der grausame Magier starb nur wenige Augenblicke nach dem Tyrannen, dem er gedient hatte.

Der Ex-Dämon sah nicht, wie zwei Krieger Parthos stellten und überwältigten. Sie nahmen dem Zauberer den Kristallkörper seines Sohnes ab und wollten diesen an einem Felsen zerschmettern.

»Neiiin!« schrie Parthos verzweifelt.

Es hätte ihm nichts ausgemacht, zu sterben. Aber wenn sie Bilcos Körper vernichteten, würde sein Sohn nie mehr leben können. Der Schutzzauber hatte stark nachgelassen, war schon so gut wie nicht mehr vorhanden.

Was Sastra nicht geschafft hatte, konnte diesen Kriegern gelingen.

Boram hörte den Schrei und eilte Parthos sogleich zu Hilfe. Der Nessel-Vampir traf den Krieger, der mit dem kristallisierten Körper bereits schwungvoll ausgeholt hatte, mit seiner verdichteten Dampffaust.

Der Mann brüllte auf und ließ den harten Körper fallen. Doram attackierte den Krieger mit einer Aggression, die dieser nicht abwehren konnte.

Als der zweite Krieger seinen Kameraden fallen sah, ließ er augenblicklich von Parthos ab und ergriff die Flucht. Boram hob Bilcos kristallisierten Körper auf und überreichte ihn dem Zauberer, der ihn erleichtert entgegennahm.

»Danke, Boram. Hab Dank für deine Hilfe.«

Wie ein Heiligtum betrachtete Parthos den kopflosen Körper. Wenn Boram nicht eingegriffen hätte, wäre Bilco verloren gewesen, und zwar für immer.

***

Ich traute meinen Augen nicht. Frank Esslin hatte meinen magischen Ring weiterentwickelt, hatte ihn zu einer noch gefährlicheren Waffe gemacht.

Fassungslos starrte ich auf das strahlende Ungeheuer, das aus dem Ring gekommen war. Ich hörte Frank Esslin triumphierend lachen und den Strahlenpanther aggressiv knurren.

Und dann griff das leuchtende Wesen, das nur aus strahlenden Konturen bestand, an.

Licht symbolisiert für gewöhnlich das Gute. In diesem Fall war es anders. Frank Esslin hatte tödliche schwarze Kräfte aktiviert. Der Strahlenpanther brüllte markerschütternd und stieß sich ab.

Ich sprang zurück, wirbelte zur Seite, schlug mit dem Schwert nach dem reißenden Tier. Doch die Klinge sauste durch den Strahlenpanther, als wäre er nicht vorhanden.

Er hatte mich mit seinem Sprung verfehlt, kam auf dem Boden auf und drehte sich fauchend um. Sein Prankenhieb traf mich, und die Magie machte ihn für mich spürbar.

Ich stürzte. Im Fallen riß ich den Diamondback aus der

Schulterhalfter. Ich hatte wenig Hoffnung, das Ungeheuer damit vernichten zu können, denn das geweihte Silber mußte einen Körper treffen. Nur dann konnte es voll wirken.

Dennoch richtete ich die Waffe auf das knurrende Biest und drückte ab.

Eine lange Feuerlohe leckte aus dem Revolverlauf und gegen die Schnauze des Strahlenpanthers. Die geweihte Silberkugel flog durch den Schädel, hieb irgendwo gegen einen Felsen, gellte als Querschläger weiter.

Dem Strahlenpanther hatte sie nichts anzuhaben vermocht. Ich war nicht überrascht. Es hatte sich nur meine Befürchtung erfüllt.

Doch nun wurde meine Situation kritisch. Schwert und Revolver konnte ich vergessen. Würde mir die Strahlenbestie noch Zeit lassen, nach einer anderen Waffe zu greifen?

Ich hatte noch den magischen Flammenwerfer, die silbernen Wurfsterne und den Dämonendiskus bei mir.

Vielleicht schützte mich der Diskus, wenn ich ihn ganz schnell freilegte. Meine Hände zuckten zum Hemd. Als ich es öffnen wollte, tauchte hinter dem Strahlenpanther Mr. Silver auf.

Es hatte fast den Anschein, als wollte der Ex-Dämon mit dem Höllenschwert mich entzweischlagen, aber er hatte es auf das knurrende Biest abgesehen.

Es passierte nahezu alles auf einmal. Ich riß mein Hemd auf, der Strahlenpanther biß zu, und Mr. Silver ließ sein Schwert niedersausen.

Mir war, als würde ich die Pantherzähne bereits an meiner Kehle spüren, doch der Dämonendiskus schreckte die Bestie ab. Der Panther zuckte zurück, und im selben Augenblick traf ihn das Höllenschwert.

Ein Fauchen, schrilles Kreischen…

Der Strahlenpanther schnellte herum. Die Strahlen fielen auseinander, bildeten keinen Raubtierkörper mehr, fanden sich zu einem Lichtbündel, das zu Frank Esslins magischem Ring zurücksauste und dort erlosch.

Frank schien sich noch nicht stark genug zu fühlen, um sich auf einen Kampf mit Mr. Silver einzulassen. Vor allem dann nicht, wenn dieser sein Schwert bei sich hatte.

Wütend und enttäuscht setzte er sich ab, ehe ihm der Ex-Dämon gefährlich werden konnte.

»Wir sehen uns wieder, *Freunde*!« schrie er. »Einmal werde ich stärker sein als ihr, verlaßt euch drauf!«

Ich sprang auf. Frank verschwand hinter Kriegern. Cinto rief uns. Die anderen hatten sich bereits um ihn versammelt. Nun kletterten auch wir an den Felsen zu ihm hoch.

***

Er gab seinem Shanggin ein Zeichen. Daraufhin stieß der Dickhäuter tonnenschweres Gestein in die Schlucht und versperrte so den Weg für die führerlos gewordenen Krieger.

Grauer Staub stieg hoch. Kleinere Felsen stürzten klackend und polternd nach. Durch die Schlucht pendelten das Gewieher der Pferde, das Geschrei der Krieger.

Ich sah Fujex und Doror. Beide tot. Die meisten Krieger wußten es noch nicht, aber wenn sie es erfuhren, würden sie vielleicht aufgeben und umkehren.

Sie waren zu einem wilden, kopflosen Haufen geworden. Vielleicht freuten sich einige von ihnen sogar darüber, daß der Tyrann tot war.

»Es wird eine Weile dauern, bis sie die Schlucht freigelegt haben«, sagte Mr. Silver zufrieden.

»Ich glaube nicht, daß sie sich diese Mühe machen werden«, sagte Cinto.

»Werden sie nicht Dorors und Fujex' Tod rächen wollen?« fragte der Ex-Dämon.

»Sie haben Fujex gehorcht und gedient, weil sie Angst vor ihm hatten. Ich bin davon überzeugt, du wirst unter ihnen keinen finden, der jetzt trauert. Für einen toten Fujex werden sie ihr Leben nicht aufs Spiel setzen. Sie werden uns in Ruhe lassen und nach Hause reiten, und vielleicht wird einer von ihnen Fujex' Nachfolge antreten.«

Es war ein wichtiger Sieg, den wir errungen hatten, aber es blieb ein bitterer Nachgeschmack: Frank Esslin.

Sastra würde ihn zum gefährlichen Mord-Magier ausbilden, und wenn wir ihn danach wiedersahen, würde er vielleicht stark genug sein, um uns zu besiegen.

Frank Esslin… Nun schien er für uns endgültig verloren zu sein.

Der Kampf hatte uns wertvolle Zeit gekostet. Wir mußten uns beeilen. Cinto übernahm auf seinem Shanggin wieder die Führung. Wir durchquerten das Bergmassiv in scharfem Ritt, und die Zeit brannte uns gelinde gesagt auf den Fingernägeln, denn es sollte nachts gefährlich sein, den Friedhof der Phantome zu betreten.

Und die Sonne hatte kein Erbarmen mit uns. Sie sank unaufhörlich tiefer. Wenn sie erst einmal untergegangen war, würden wir warten müssen, bis es wieder hell wurde.

Das waren schätzungsweise zwölf Stunden, die wir verloren.

Zwölf Stunden! Ein Geschenk, das wir Atax auf keinen Fall machen wollten.

Wir trieben unsere Pferde an. Sie griffen weit aus. Manchmal hatte ich den Eindruck, mein Tier würde über den Boden fliegen.

Jubilee gab ihr Bestes. Obwohl der Kampf sie geschwächt hatte, kam kein Wort der Klage über ihre Lippen. Sie wußte, was für uns auf dem Spiel stand und hielt mit, so gut sie konnte. Sie wollte für uns kein

Hemmschuh sein. Das rechnete ich ihr hoch an.

Als das Ende der Schlucht kam, überfiel mich ein unbeschreibliches Gefühl. Die Sonne war noch zu sehen, und Cinto hatte gesagt, daß der Friedhof der Phantome hinter den Bergen liegen würde.

Wie weit hinter den Bergen?

Die Schlucht war jetzt ziemlich breit. Ich schloß zu Cinto auf. Der Shanggin stampfte unermüdlich vorwärts. Es schien ihm großen Spaß zu machen, zeigen zu können, was in ihm steckte.

»Cinto! Wie weit noch?« schrie ich atemlos hinüber.

»Nicht mehr sehr weit«, gab der Prä-Welt-Ritter zurück. »Ich könnte vorausreiten…«

»Das halte ich für keine gute Idee. Du darfst den Friedhof nicht allein betreten. Wir wissen nicht, wie gefährlich das ist. Außerdem kennt keiner von uns den Weg.«

Wir entfernten uns von den Bergen. Immer länger wurden unsere Schatten. Immerhin waren es nun wieder friedliche Schatten und keine, die uns nach dem Leben trachteten.

Vor uns tauchte struppiges Grünland auf. Wir versuchten zusammenzubleiben. Cruv und Tuvvana hielten sich mustergültig, und Parthos wuchs in diesen Augenblicken über sich hinaus.

Es ging um den Kopf seines geliebten Sohnes. Er wollte ihn sich heute noch holen - vor Sonnenuntergang. Nicht erst morgen.

Der Shanggin stampfte kleine Büsche und hohes Gras nieder. Er legte eine breite Spur, der wir folgten. Eine halbe Stunde verging. Der untere Rand der Sonne berührte bereits den fernen Horizont.

In mir krampfte sich alles zusammen. Wir schaffen es doch nicht, dachte ich. Cinto mußte die Zeit berechnet haben, in der es seinem Shanggin gelungen wäre, die Strecke zurückzulegen.

Aber wir saßen auf Pferden…

»Dort!« rief der Prä-Welt-Ritter plötzlich. »Dort vorn! Siehst du ihn, Tony? Das ist der Friedhof der Phantome!«

Ich sah tatsächlich etwas. Ruinen ragten auf. Graubraunes Gemäuer, verwüstet, zerstört, verfallen, bizarr geformt, ohne Funktion.

Gräber. Totems. Geschnitzte Pfähle. Auch Grabsteine gab es. Vielleicht sogar mit Inschriften.

Sofort flackerte neue Hoffnung in mir auf. Wir kamen doch noch nicht zu spät. Ein Viertel der Sonne war erst verschwunden, als wir den verfluchten Friedhof erreichten.

Eine Mauer, kniehoch nur, umgab den Leichenacker. Es gab einen Torbogen aus rostigem Eisen. Keine Tore.

Ich sprang von meinem dampfenden, schnaubenden Pferd. Die Sonne schien sich nun zu beeilen. Bald würde Dämmerlicht über die Gräber kriechen und eine ungeahnte Gefahr heraufbeschwören.

Oder existierte diese Gefahr bereits jetzt? Niemand von uns wußte es.

Wir würden es erfahren, wenn wir den Friedhof betraten. Obwohl Jubilee, Cruv und Tuvvana ziemlich abgekämpft und erledigt aussahen, wollten sie mitkommen.

»Das habe ich mir gedacht«, sagte ich. »Aber daraus wird nichts. Ihr bleibt hier.«

»Aber wenn wir mehr sind…«

»Bitte, Cruv«, sagte ich eindringlich. »Keine Debatten jetzt. Dafür haben wir im Moment wirklich keine Zeit.«

Ich bat Boram, bei den dreien zu bleiben. Dann wandte ich mich um und ließ meinen Blick gespannt über die Gräber schweifen. Der Schweiß rann mir über die Stirn und in die Augen. Ich sehnte mich nach einer erholsamen Pause, aber die durften wir uns nicht gönnen.

In einem dieser Gräber lag Bilcos Kopf.

»Wo werden wir den Kopf finden?« wollte Cinto wissen. »Wir können nicht in sämtlichen Gräbern nachsehen.«

»Der Kristallkopf befindet sich in Kessams Grab«, sagte Mr. Silver. »Sastra sagte, es wäre das größte Grab und befände sich in der Mitte des Friedhofs.«

»Hoffentlich hat der Mord-Magier dich nicht belogen«, sagte der Vernichter.

»Ich habe ihm sein Geheimnis mit dem Höllenschwert entlockt. Es ließ keine Lüge zu.«

»Gehen wir«, sagte Parthos nervös.

Wir nahmen ihn in unsere Mitte. Ich drehte mich noch einmal kurz zu Jubilee, Cruv, Tuvvana und Boram um.

»Egal, was auf dem Friedhof passiert, ihr betretet ihn nicht, verstanden?«

»Tony, die Sonne!« rief Cinto.

»Bringen wir es hinter uns«, sagte ich, und dann gingen wir los.

Als wir den eisernen Torbogen erreichten, vernahm ich ein leises Knistern, und ich sah Blitze über die Gräber zucken. Die Phantome schienen auf unsere Nähe zu reagieren.

Hinter uns wieherten die Pferde aufgeregt, und der Shanggin stieß ein dumpfes Brüllen aus. Die Tiere witterten die Gefahr. Es war, als wollten sie uns warnen.

Aber wir mußten den verfluchten Leichenacker betreten. Daran führte kein Weg vorbei. Ich setzte als erster meinen Fuß hinein. Dicht hinter mir ging Parthos. Er bebte vor Aufregung.

Mr. Silver hielt sein Schwert in der Hand. Cinto hatte die Lanze beim Shanggin gelassen. Seine Rechte umschloß ebenfalls den Schwertgriff.

Die Blitze häuften sich, und mir schien, als verstärkte sich auch ihre Intensität. Mal zuckten sie über diesem Grab, mal über jenem.

Es gab keine bestimmte Reihenfolge, kein System. Meine Lippen wurden langsam spröde, mein Mund trocknete aus. Ich wußte nicht,

wohin ich zuerst sehen sollte.
Als ein knisternder Blitz über das Grab vor mir raste, übersprang mein Herz einen Schlag, während meine Hand zum Revolver zuckte, doch ich ließ die Waffe stecken, da ich nicht attackiert wurde.
Wir strebten auf die Friedhofsmitte zu. Ich hörte Parthos hinter mir heftig atmen, konnte mir vorstellen, wie es jetzt in ihm aussah.
Kessams Grab… Wo war es? Wir suchten es, und ich entdeckte einen breiten, hellen Stein, in den der Name des Toten gehauen war.
KESSAM
Wir hatten das Grab gefunden. Wir eilten darauf zu, während sich die Sonne mehr und mehr verabschiedete. Ihr Schein erhellte nur noch den Himmel, den Friedhof nicht mehr.
Parthos drängte sich an mir vorbei. »Bilco«, flüsterte er. »Mein Sohn…«
Er warf sich auf die Knie und wollte das Grab mit bloßen Händen aufscharren. Da zuckten Blitze auf. Parthos schrie und riß die Hände zurück.
Aber er warf sich gleich wieder nach vorn. Mit den Fäusten hieb er auf den harten Boden ein und schrie: »Gib mir den Kopf meines Sohnes!«
Das Grab reagierte. Wieder einmal erfüllte sich der gefährliche Fluch. Wir vernahmen ein anhaltendes Knirschen, ich sah, wie die Erde aufbrach, packte den Zauberer und riß ihn zurück.
Eine Klaue durchstieß den Boden wie eine unheimlich schnell wachsende Todesblume. Zuckend öffnete sich die Totenhand, und ganz kurz war ein kleiner Kristallkopf in ihr zu sehen.
Jetzt schlossen sich die Finger um den Kopf und bildeten eine harte Faust. Und dann erhob sich Kessam. Aber nicht nur er. Alle anderen Phantome kamen ebenfalls aus ihren Gräbern.

***

Grauenerregende Krieger, mumifiziert, skelettiert. Morsche, zerlumpte Kleidung hing an dürren Körpern. Einige tote Krieger trugen ihre eisernen Helme.
Eine Armee des Schreckens umgab uns!
Man hatte ihnen ihre Waffen mitgegeben. Die hielten sie jetzt in ihren knochigen Händen.
Ihren Kehlen entrangen sich schaurige Laute. Manche hielten einen Schild vor ihren eingetrockneten Körper, der nur deshalb vor uns stand, weil ein Fluch ihn dazu zwang.
Schwerter, Lanzen, Dolche - und womit diese Krieger zu Lebzeiten sonst noch gekämpft hatten - waren gegen uns gerichtet.
»Verdammt!« kommentierte Mr. Silver die Situation.
Die Phantome rückten näher.

Parthos verlor den Kopf. Er stürzte sich mit einem zornigen Schrei auf Kessam, der Bilcos Kopf in seiner Linken hielt. Der Zauberer wollte den Kopf haben.

Mit seinem Angriff löste Parthos den Krieg aus. Der Ring der Phantome zog sich blitzartig zusammen. Sie attackierten uns. Wir kämpften Rücken an Rücken. Ich mit dem Schwert und mit dem Colt Diamondback, bis der Revolver leergeschossen war.

»Zurück!« schrie ich, einen Angriff nach dem anderen abwehrend. »Wir müssen den Friedhof verlassen!«

»Nein!« schrie Parthos. »Bilcos Kopf darf nicht hierbleiben!«

Mr. Silver hatte - was Parthos nicht bemerkt hatte - bereits Maßnahmen getroffen, daß Bilcos Kopf nicht auf dem Friedhof blieb. Der Ex-Dämon hatte Kessam mit einem blitzschnellen Schwertstreich entwaffnet, gepackt, herumgerissen und an seinen Silberkörper gepreßt.

Der Unterarm des Ex-Dämons lag auf Kessams mumifizierter Kehle. Er konnte das Phantom natürlich nicht erwürgen, aber er hatte Kessam auf diese Weise bestens im Griff.

Wenn wir also den Friedhof verließen, dann mit Kessam. Ich spekulierte darauf, daß uns die Phantome nicht folgen würden. Dann hatten wir es draußen nur noch mit diesem einen Horrorwesen zu tun.

Er würde Bilcos Kopf nicht behalten können.

Cinto schlug sich durch den Ring der knöchernen Feinde. Immer wieder klirrten die Waffen der Phantome gegen seine Rüstung, doch das spürte er nicht. Mit Mut und bedingungslosem Einsatz hieb er einen Weg für uns frei.

Als Parthos erkannte, daß Mr. Silver Kessam mitschleppte, kämpfte er an Cintos Seite so wild und leidenschaftlich, wie ich es bei ihm noch nicht erlebt hatte. Für Bilcos Kopf setzte er alles aufs Spiel. Und das Glück war auf seiner Seite.

Mr. Silver hielt sich die schrecklichen Angreifer mit dem Höllenschwert vom Leib, und ich verschaffte mir mit dem magischen Flammenwerfer Respekt.

Sie wurden vorsichtiger, griffen nur noch an, wenn sie mit einem Erfolg rechneten, doch der Ex-Dämon und ich machten alle ihre Attacken zunichte.

Wir näherten uns dem Torbogen. Dort verhärtete sich der Widerstand der Phantome. Ich überließ es Mr. Silver, uns den Rücken zu decken, setzte mich neben Cinto und Parthos ein, schlug den Schaft einer Lanze, die Parthos treffen sollte, entzwei, verbrannte mit dem magischen Feuer den Fluch, der die toten Krieger am Leben hielt.

Es war jedesmal, als würde ich die unsichtbaren Fäden kappen, an denen die Phantome hingen. Ächzend brachen die Schreckenswesen zusammen, unfähig, sich noch einmal zu erheben.

Der Widerstand brach mehr und mehr. Meter um Meter näherten wir uns dem eisernen Torbogen. Wir ließen uns nicht aufhalten, und meine Hoffnung erfüllte sich.

Die Phantome folgten uns nicht, als wir den Friedhof verließen. War es ihnen nicht möglich, weil es noch zu hell war? Oder konnten sie den verfluchten Friedhof nie verlassen?

Ich zerbrach mir darüber nicht den Kopf, freute mich einfach nur darüber, diesen abscheulichen Horrorwesen entkommen zu sein. Eines von ihnen hatten wir mitgenommen.

Kessam…

Der mumifizierte Krieger wurde merklich schwächer. Der Fluch, der ihn auf dem Leichenacker stärkte, stützte ihn jetzt kaum noch, und die Helligkeit des Himmels schien ihn zu peinigen.

Mr. Silver schleppte ihn zu Boram, Jubilee, Tuvvana und Cruv. Der Gnom zappelte vor Nervosität.

»Ich dachte schon, ihr würdet es nicht schaffen«, stöhnte er.

»Deine Hilfe hat uns gefehlt«, sagte Mr. Silver ätzend und ließ Kessam los.

Die Horrorgestalt sackte sofort zusammen, kauerte vor uns. Parthos trat vor.

Fordernd streckte er Kessam die Hand entgegen.

»Den Kopf! Gib mir den Kopf meines Sohnes!«

Doch Kessam gehorchte nicht. Er hob zwar die Hand, in der sich der kleine Kristallkopf befand, aber seine Finger öffneten sich nicht.

Mr. Silvers Höllenschwert bereitete dem Grauen ein unwiderrufliches Ende.

Nach dem Schwertstreich öffnete sich Kessams Hand, und Bilcos Kopf rollte heraus, direkt vor die Füße seines Vaters.

Mit Tränen in den Augen hob der Zauberer den Kristallkopf auf. Er setzte diesen auf die Schulter des Kristallkörpers, und sogleich hielten die beiden Teile wie zusammengeschmolzen.

Strahlend vor Glück blickte uns der Zauberer an. »Nun fehlt nur noch Bilcos Herz. Dann habe ich meinen geliebten Sohn wieder.«

»Ich schlage vor, wir reiten noch ein Stück weiter«, sagte ich mit einem Blick auf den verfluchten Friedhof. »Ich bin zwar nicht gerade ein ängstlicher Typ, aber in der Nähe dieses Leichenackers möchte ich die Nacht lieber nicht verbringen.«

Mein Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. Wir stiegen auf unsere Tiere und setzten unseren Weg fort. Wenn es uns gelang, auch noch Bilcos Kristallherz zu finden, standen die Aussichten auf Rettung für Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, nicht schlecht.

Es fragte sich nur, ob die Zeit für all das, was noch getan werden mußte, reichte…

ENDE